Palmblätter.

Erlesene

morgenländische Erzählungen

für die Jugend.

Vierter Theil.

Jena,

in der akademischen Buchhandlung.

1800.

Palmblätter.

Erlesene

morgenländische Erzählungen

für die Jugend.

Vierter Theil.

Jena,

in der akademischen Buchhandlung.

1800.

Inhalt.

Achmet oder der Schatz der Könige. Seite 1
Wie wird man weise? — 16
Die Folgen der Ehrsucht. — 18
Der Thronfolger. — 21
Die beiden Freunde. — 25
Die Wittwe zu Zehra. — 27
Der Satrap im Reiche der Schatten. — 35
Der kluge Mann sucht alles zu seinem Vortheil anzuwenden. — 40
Der Schatz eines egyptischen Königs. — 44
Die Wollust und der Giftbaum. — 59
Der Vogel der Selbsterkenntniß. — 61
Der uneigennützige Großvezier. — 68
Firnaz und Mirvan. — 77
Der Sieg der Wahrheit. — 82
Das Vertrauen auf die Vorsehung. — 103

Der

Inhalt.

Der Magus Schachabeddin, oder Beweis der Möglichkeit der Wunder. Seite 111

Ohne Anstrengung wird man nie zum Ziel gelangen. — 141

Unternimm nichts ohne vorher den Ausgang reiflich zu erwägen. — 148

Der junge Sultan. — 152

Salahs Gesicht. — 158

Wer gesund und froh leben will muß arbeiten. — 179

Der unzufriedne Derwisch. — 191

Der Kaufmann und sein Freund. — 194

Der bestrafte Geiz. — 197

Der gewissenhafte Kaufmann. — 202

Auch das Heiligste ist dem Mißbrauch der Bosheit ausgesetzt. — 207

Die Ohnmacht menschlicher Größe. — 218

Die drei Neidischen. — 221

Der Großmogol und sein Hofmeister. — 226

Chinnong. — 232

---

1. Achmet oder der Schatz der Könige.

Der junge feurige Achmet hatte den Thron seiner Väter bestiegen. Er gieng den folgenden Tag auf die Jagd, kam von seinem Gefolge ab und verfolgte einen Hirsch so lange bis sein Pferd unter ihm fiel. Abgemattet, allein, im unwegsamen Walde, war er zweifelhaft, wohin er seine Schritte wenden sollte.

Plötzlich bedeckten den Himmel dichte Wolken, welche sich allmählig herabsenkten. Der Sultan glaubte, ein Regenguß würde auf ihn herabstürzen; allein ein Blitz erhellte die Wolke, und ein ehrwürdiger Greis trat aus derselben hervor.

Achmet stürzte auf sein Angesicht nieder und bethete an. „Sohn," sprach der Greis, „in deinen Staaten befindet sich ein Schatz von unschätzbarem Werthe, und auf dich kömmt es an alle Monarchen der Erde an Macht und Herrlichkeit zu übertreffen.

Ein sanfter Donner verhallte in der Luft; Achmet erhob sein Haupt, um dem Greise zu antworten; allein Greis und Wolken waren verschwunden.

Endlich sammelten sich die Diener des Sultans, welche ihn gesucht hatten, man fand einen gebahnten Weg, und kehrte wieder nach der Residenz zurück.

Am folgenden Morgen berief der Sultan den Divan, erzählte die Erscheinung und verlangte eine Deutung der Worte des Greises.

Alle Räthe stimmten überein: daß diese Worte sich auf nichts anders, als auf die in der Erde verborgenen edeln Metalle beziehen könnten.

Auf Befehl des Sultans wurden sogleich Bergleute aus allen Gegenden herbeigeholt, man durchwühlte die Gebirge, und wirklich entdeckte man viele sehr reichhaltige Goldminen.

Voll Freude rief Achmet, „ehrwürdiger Greis! mächtiger Schutzgeist Achmets! wie soll ich dir danken für deinen Wink! Ich habe den Schatz von unschätzbarem Werthe gefunden, durch welchen ich alle Monarchen der Erde an Macht und Herrlichkeit übertreffen werde.“

Die Erndtezeit trat ein; es war alter Gebrauch dem Sultan die Erstlinge der Früchte darzubringen: junge Mädchen

brachten kostbare Früchte, Aehren und Trauben von Gold, trefflich gearbeitet und zur Bewundrung schön.

Mitlerweile man aber das Gold aus der Tiefe der Erde heraufwühlte und in Schätzen aufhäufte, vernachlässigte man den Feldbau und bald stellte sich Unfruchtbarkeit die Mutter des Mangels ein; man verließ sich auf das allvermögende Gold; allein demohngeachtet führte der Mangel den Hunger herbei und in seinem Gefolge schreckliche Knochengerippe, Krankheiten und Seuchen.

Achmet durchflog seine Staaten; überall erblickte er Goldhaufen, bedeckt mit Hunger und Tod ringenden und verhungerten Menschengestalten. Sein Herz blutete, Thränen stürzten aus seinen Augen; seine Kleider waren zerrissen, seine Haare zerrauft, seine Brust zerschlagen, der Schmerz hatte seine Zunge gelähmt, nur abgebrochene Seufzer drängten sich aus der beklommenen Brust.

„Ist dies der mir verheißne Schatz,“ rief er endlich, nachdem sich der Schmerz gemildert hatte, „durch welchen ich alle Monarchen der Erde an Macht und Herrlichkeit übertreffen werde.“ Welch ein Widerspruch: in meinen Staaten ist Ueberfluß an Gold und Silber, und dennoch verbreitet der Hunger alle seine Schreckniße in ihrer fürchterlichsten Gestalt. —

Achmet eilte zurück, ertheilte Befehl die Goldgruben zu verschütten, versicherte den Bauern mehrere Vortheile, bestimmte den Fleißigen Belohnungen, und versprach jeden zu Ehrenstellen zu erheben, welcher sich durch den Ackerbau auszeichnete.

Bald gewannen die Felder wieder ein anderes Ansehen; die Einwohner durch gesunde und kräftige Nahrung gestärkt, lebten wieder auf, und mit der Gesundheit des Körpers vereinigte sich die Gesundheit der Seele. —

Achmets Herz klopfte stärker vor innigem Vergnügen bei dem Anblick. —

„Sie sind nicht mehr die Unglücklichen," sagte er, „welche das Elend in den Augen andrer und in ihren eignen verächtlich gemacht hatte; ich sehe sie wieder zu frohen thätigen Menschen erhoben, die Werth des Lebens genießen. Ein edler Ehrgeiz, die Frucht der öffentlichen Achtung, hat ihre Seelen gestärkt, an die Stelle des Schmutzes der Armuth, ist Reinlichkeit und Ordnung getreten, und frohe Selbstgenügsamkeit hat die schwarze Verzweiflung verdrängt — eher gewiß habe ich hier den von meinem Schutzgeiste angedeuteten Schatz gefunden, als in den Eingeweiden der Gebirge."

Auf einmahl verbreitete sich das Gerücht, ein Weiser besitze einen Schatz, welcher allen Gütern der Erde vorzuziehen sey. Ein sanftes Lächeln der Hoffnung entsprang aus Achmets Herzen und verbreitete sich

über

über sein Gesicht. Er eilte zu der einsamen Wohnung des Weisen und entdeckte ihm in gespannter Erwartung die Ursache seiner Reise.

„Herr", antwortete dieser, „mit einem empfindsamen Herzen habe ich mich lange in der Schule des Unglücks befunden; dieses hat meine Seele stark gemacht, und Erfahrung ist mein Schatz; aber dieser Schatz ist für einen Fürsten nicht hinreichend; vielleicht aber, wenn Du mich begleiten willst, kannst Du ihn finden. Durch Wachsamkeit wird er erlangt; sie ist der Schlüssel zu den Pforten des Seegens und zu den Schätzen des Ueberflusses. Willst Du, daß die Sonne des Ruhms über deinem Haupte aufgehe; so laß dir diese belebende Herrscherin des Tages nie in ihrem Laufe zuvorkommen; deine Thätigkeit muß mit ihr gleichen Schritt halten."

Der Sultan dankte dem Weisen für seinen guten Rath und war bereit ihm zu folgen.

Kaum einige Schritte hatten sie die Wohnung des Weisen verlassen, so warf der Sultan die Frage auf: „wie lassen sich wohl Künste und Wissenschaften am leichtesten vertilgen?"

„Nichts ist leichter," antwortete der Weise; „laß sie lächerlich und verächtlich machen; nichts erstickt leichter das Genie, als Spott und Verachtung; und erleuchtet erst die Fackel des Genies nicht mehr den Pfad der Künste, so kämpfen die kleinen Talente mit aller Heftigkeit, verachten einander und reiben einander auf. Aber Herr, wenn dir meine Neugierde nicht Verwegenheit scheint, wozu die Frage?"

„Weil ich glaube," erwiederte der Sultan, „daß Wissenschaften und Künste der Regierung in eben dem Grade nachtheilig, als ihr die Unwissenheit günstig ist, je aufgeklärter

geklärter das Volk denkt, je mehr Ungläubige, Ungehorsame und Widersetzliche giebt es."

„Wo dies erfolgt," erwiederte der Weise, „herrscht keine Aufklärung. Sie verbreitet und berichtigt die Begriffe von den Pflichten jedes Verhältnisses; und wo richtige Begriffe herrschend sind, kann weder der Unglaube, noch Ungehorsam, noch Widersetzlichkeit statt finden."

„War man nicht in den Zeiten der Unwissenheit," versetzte der Sultan schnell, „seiner Religion und seinem Fürsten mehr ergeben?"

„Herr," erwiederte der Weise," abergläubischer und sklavischer waren die Völker." —

„Wie dem sey!" unterbrach ihn der Sultan," sie waren frömmer und unterthäniger."

„Herr verzeihe!" entgegnete der Weise, „wenn ich dich aufmerksam darauf mache,

daß du die Begriffe von Frömmigkeit und Aberglauben, von Unterthänigkeit und Sklaverei verwechselst. Der Aberglaube macht die Gottheit zum Götzen, und der Götzendiener ist um so gefährlicher, weil er ein Schwärmer ist und leicht durch Meinung in Hitze gebracht werden kann. Der Despot sitzt weniger sicher auf seinem Throne, so erhaben er seyn mag, als der Monarch. Der Sultan einer kriegerischen und unruhigen Nation, wollte diese ruhiger und folgsamer machen. Sein Günstling rieth ihm: eine Menge Musikanten und Tänzerinnen kommen zu lassen, Schild und Helm seiner Leibwachen mit Turban und langen seidnen Kleidern zu verwechseln, köstliche und üppige Gastmahle auszurichten und unvermerkt den Wetteifer im äussern Glanz zu erregen. Der Günstling hatte wohl gerathen; von nun an wurden Verdienste, mit prächtigen, mit Gold- und Silber gestickten Kleidern belohnt,

ein

ein glänzendes Nichts ward vorgezogen, allmählig gieng die Nüchternheit in Unmäßigkeit über, schwelgerische Gastmahle und üppige Tänze vernichteten Bescheidenheit und Keuschheit, und Thätigkeit und Arbeitsamkeit ward von Weichlichkeit und Trägheit verdrängt. Der Sultan wollte nachgiebigere Männer und bekam schwache Weiber, die seinen Thron wankender machten, als die unruhigen Männer, welche jedem Anfalle des feindlichen Nachbars die Stirne bothen. Ein aufgeklärtes Volk wieder zur Unwissenheit zurück leiten wollen, heißt den Werth des Menschen verkennen und ihn bis an die Grenzlinie der Thierheit zurückstoßen wollen. Es wird dadurch nie leichter zu leiten, bloß leichter zu betrügen seyn."

„Erlaube, mächtiger Beherrscher," fuhr der Weise fort, „daß ich dieser Erzählung noch eine kleine Fabel hinzu füge. Ein Mann besaß einen Wald und starb

als der ärmste in der umliegenden Gegend. Sein Sohn und Erbe nahm eine Axt, wandte einen Theil der Bäume dazu an Hebebäume, Winden, Rollen, Räder zu verfertigen, führte sodann die Eichen, Cedern, Tannen ab, erbaute Palläste, Hütten, Schoffe, Kähne, und war bald der reichste in der ganzen Gegend. — Herr, deine Unterthanen sind die Bäume des Waldes; unterscheide die Eiche, die Ceder, die Tanne, und bedenke, daß auch die schwächste Weide kein unnützer Baum sey." —

„Um das auszuführen," versetzte der Sultan, „was deine Fabel zu lehren scheint, muß ich die Liebe des Volks besitzen, und diese zu gewinnen, ist bei'm Propheten keine geringe Kunst, es ist wankelmüthig, veränderlich, eigensinnig, leicht verführbar und heute für und Morgen ganz entgegengestimmt."

„Setze noch hinzu, Herr der Gläubigen, daß es neidisch ist und meistens seine Mitbürger, welche sich ihm am meisten aufopfern, mit Undank belohnt. Allein, so verfährt es nicht mit seinen Beherrschern; anstatt diese zu beneiden, sucht es vielmehr alles, selbst Kleinigkeiten auf sie zu bewundern; mancher Regent, der sich großen Ruhm erwarb, wär' er als Unterthan geboren worden, wäre ein sehr unbeachteter Mann geblieben. Das Volk gleicht einem von Freude trunknen Liebhaber, welcher die geringsten Beweise von Zuneigung hundertfältig erwiedert und in einem freundlichen Blick eine große Glückseligkeit setzt. — Herr der Gläubigen; du nanntest die Kunst, die Liebe des Volks zu gewinnen, schwer; sie ist leicht. Ein Fürst wird immer die Herzen seines Volks beherrschen und ihrer Liebe und Bewundrung gewiß seyn, wenn er sein eignes Herz nicht von Schmeichlern beherrschen läßt."

Unter diesem Gespräche hatten sie den Gipfel eines Berges erreicht, von welchem sie ringsum eine weite Aussicht hatten. Heiterkeit verbreitete sich über das ganze Gesicht Achmets bei dem Anblicke.

„Was siehst du, Herr der Gläubigen?" fragte der Weise.

„Eine fruchtbare Gegend," antwortete der Sultan, „welche einem Garten Gottes gleicht."

Auf einmahl verblendete ein heller Glanz seine Augen; auf einem goldnen Sessel von Genien getragen, ließ sich jener ehrwürdige Greis, welchen er ehedem gesehen, in einer Wolke nieder, berührte seine Stirne mit einem Oelzweige und fragte:

„Achmet, was siehst Du?"

„Ein zahlloses Volk," antwortete dieser, „emsig und betriebsam in den unzähligen Beschäftigungen des Lebens, vom Höchsten bis zum Niedrigsten des Volks."

„Du

„Du siehst dein Volk," erwiederte der Greis; „und unter ihm die seltensten und nützlichsten Talente. Wende sie an, und du wirst die geschicktesten Staatsmänner, die größten Feldherrn, die größten Gelehrten und Künstler bilden. Dies der Schatz in deinen Staaten. Verschließe dein Ohr vor dem Gezische des Neides; laß großen Talenten Freiheit ihre kühnen Flügel auszubreiten und sich empor zu schwingen. Sie werden deine Herrlichkeit bis an die Grenzen der Erde verbreiten; du wirst der Vater deiner Völker und das Muster guter Könige seyn." —

Mit diesen Worten war der Greis und der Weise verschwunden und Achmet befand sich mitten in seinem Pallast von den Großen seines Reichs umgeben.

---

2. Wie

2. Wie wird man Weise?

Tahika war einer der berühmtesten Weisen seiner Zeit; er besaß tiefe Menschenkenntniß, zeichnete sich eben so wenig durch ein finstres oder stolzes Aeussere, als durch eine falsche Bescheidenheit aus; er schätzte seine Freunde und hatte eben deswegen, wahre Freunde.

Einer seiner Schüler fragte ihn:

„Jedermann bewundert deine tiefen Kenntnisse, Tahika; belehre mich, wie ich es anzufangen habe, daß ich weise werde?"

Eben kam ein Blinder die Straße heraufgegangen und Tahika antwortete lächelnd:

„Siehst du dort jenen Blinden, wie er mit Hülfe seines Stabes mitten durchs Gedränge geht? er verläßt sich auf nichts,

er habe es denn zuvor angerührt; nimm ihn zum Muster und du hast alles, was ich auf deine Frage antworten kann. — Oder gefällt dir folgende Erzählung besser?"

„Abdallah war der gelehrteste und arbeitsamste Mann seiner Zeit. Einer seiner Schüler hörte, daß er seine Wissenschaft dem Wasser des Brunnens zu Mekka zuschrieb, welches er mit der größten Andacht trank. Nichts ist leichter, dachte der Jüngling; er ließ alle Bücher liegen und that nichts anders als Wasser aus der heiligen Quelle trinken. Er wollte gelehrt werden und ward wassersüchtig.

3. Die Folgen der Ehrsucht.

Das Eis der glänzende Sohn des Winters war von seinen Kräften und seiner Gestalt so eingenommen, daß er zur Sonne sprach: „Vater des Lichts senke Deine Strahlen auf mich herab: durch sie wird meine Schönheit vergrößert; ich werde durchscheinend wie Kristall und glänzend wie ein Diamant seyn!“

Sogleich erheitert sich das dunkle Gewölbe des Himmels, die Erde legt ihr weißes Gewand ab, und die Sonne strömt ihre feurigen Strahlen auf das Eis herab.

Es wird weißer wie die Milchstraße, scheint von Feuer zu glänzen und wirft tausend Ströhme von Licht weit umher.

Das Eis in Freudentaumel versenkt vom Genuß seines Glanzes, vergaß sich selbst und woher es denselben erhielt. Als lein so schnell wie der Blitz in einer dunkeln Nacht leuchtet und verlischt, so schnell verschwand sein Glanz, in welchem seine Eitelkeit der Sonne gleich zu seyn wähnte, und — seine Freude.

Die heißen Strahlen lösten es unvermerkt auf; es sank unter seiner eignen Last, borst und zerbrach in unzählbare Stücken, welche von den reißenden Fluthen fortgeführt wurden.

Diese Fabel machte der weise Horoun seinem Freunde dem ehrgeitzigen Achmet. Er war ein ehrlicher liebenswürdiger Mann; aber mehr gehört dazu, ein Staatsmann zu seyn. Reich und herrlich genoß er die Gunst des größten Monarchen; aber er strebte darnach seinen Fuß nahe an den Königsthron zu setzen. Er verschloß sein Ohr vor den weisen Ermah-

nungen seines Freundes und ließ sich durch das überzuckerte Gift der Schmeichelei hinreißen; thörige Ehrsucht fesselte sein Herz und wiegte seine Vernunft in tiefen Schlaf.

Kaum war er Großvezier, so stekten Neid und Eifersucht ihre Fackeln an, seine Unfähigkeit zu beleuchten; sie stellte sich in ihrem vollen Lichte dar. Die Zügel der Regierung verwickelten sich in seinen Händen; er sah sich nach Beistand um; Verrätherei und Falschheit drängten sich an ihn, und Verläumdung gesellte sich zu ihnen. — Das gedrückte Volk murrte, der Janitschar empörte sich, der Sultan wurde für sein Leben besorgt, und Achmet voll Verzweiflung bei dem Gedränge, sah den unglücklichen Strick, welcher ihn erdrosselte, für eine Wohlthat an.

---

4. Der

4. Der Thronfolger.

Ein alter Monarch ließ wenig Tage vor seinem Tode seine drei Prinzen vor sich kommen.

„Ihr habt auf meinen Befehl," redete er sie an, „die Geschichte der größten Regenten der Erde gelesen, und ich wünsche zu wissen, welchem jeder den Vorzug giebt."

„Ich habe keinen größern Helden gefunden," antwortete sogleich der jüngste, als den Escander Roumi; alles was er sagt, alles was er thut hat den Karakter einer Erhabenheit, welche hinreißt und die Seele berauscht; und selbst seine Fehler gewinnen dabei einen Anstrich von Liebenswürdigkeit."

„So groß Escander Roumi als Feldherr scheint," nahm der älteste Prinz das Wort, „so hatte er doch eben so viel dem Glücke zu danken. Dieß findet weniger bei Gingis statt, dessen Eroberungen auch viel weitläuftiger waren. Ich bin zweifelhaft, ob ich seine Politik oder seine Tapferkeit mehr bewundern soll. Er war nicht bloßer Eroberer, er war auch großer König und kluger Gesetzgeber."

„Und du mein Sohn," sagte der alte Sultan, in dem er sich an seinen zweiten Sohn wandte, „was ist deine Meinung?"

„Du befiehlst, mein Vater, und ich gehorche;" antwortete dieser; „ich muß gestehen, daß alle die Beherrscher, welche ihren größten Ruhm darin setzen, eine größere Anzahl Sklaven unter ihrer Bothmäßigkeit zu haben als andre, und die, um dahin zu gelangen Menschenblut in Ströhmen vergießen, und Tausende aufopfern,

opfern, meinen Beifall nichts haben. In meinen Augen erscheint Ibrahim ungleich größer; er besaß alle Eigenschaften eines großen Feldherrn; alle Fürsten Asiens ertheilten ihm den Vorzug; er dachte nicht daran seine Staaten zu vergrößern; seine unablässige Sorge war seine Unterthanen glücklich zu machen. Seine Schätze standen den Dürftigen und Elenden offen und wurden nicht durch Glanz und Ueppigkeit an Große und Reiche verschwendet. Er durchreiste seine weitläuftigen Staaten, auch der Niedrigste fand bei ihm Gehör, und überall hinterließ er Spuren einer wohlthätigen Gottheit! er beschützte die Künste, munterte das Talent auf, und belohnte jede Auszeichnung durch ausgezeichnete Ehre.

„So glücklich er durch seine Unterthanen war, eben so glücklich war er durch seine Kinder. Er hatte sechs und dreißig Söhne, welche sich alle in Wissenschaften und Tugenden eben so sehr auszeichneten

als in den Waffen. Er hatte vierzig Töchter, welche er alle an Männer verheirathete, die sich durch Weisheit und Tugend besonders ausgezeichnet hatten. Von seinen Unterthanen angebethet, erreichte er ein hohes Alter und beschloß im Schoß seiner Familie sein thatenvolles und glückliches Leben. Die Ehre auf dem Schlachtfelde zu sterben ward ihm freilich nicht zu Theil; aber die ungleich größre Ehre von seinem Volke beweint und von allen Regenten und Völkern, denen er bekannt wurde, betrauert zu werden."

„Komm an meine Brust Geliebter meines Herzens;" erwiedert der alte Sultan, in dem er ihn umarmte und ihn mit Thränen der Zärtlichkeit benetzte; „du verdienst Vater, du verdienst König zu seyn. Ich wollte mir aus meiner Familie einen Nachfolger nach meinem Herzen wählen, welcher würdig wäre, meine Krone zu tragen: ich hab' ihn gefunden und freue mich. Bald

werd'

werd' ich vom Schauplatz abtreten und der Natur den Tribut bezahlen, welchen ich ihr schuldig bin. Herrsche an meiner Stelle, mein Sohn! folge deinem Urbilde, welches du dir ausgezeichnet hast und mein Volk wird glücklich seyn. Ruhig seh' ich nun dem entscheidenden Augenblick entgegen — du wirst, ein Vater des Volks, schon im Leben angebethet werden."

5. Die beiden Freunde.

Tai hörte des Nachts spät an seine Hausthür klopfen. Er stand auf und fragte, wer so spät da sey?

Die Antwort war: Araboh.

„Mein Freund Araboh!" sagte er zu sich selbst, „was kann der für ein Anliegen haben, daß er bei so später Nacht noch zu mir kommt?"

Er rief seinen Sklaven, ließ geschwind Licht anzünden und führte seinen Freund in sein Gemach.

„Lieber Araboh," sagte er, „ich bin bestürzt dich so spät bei mir zu sehen. Ich kann mir nur zwei Fälle denken: entweder du hast eine nicht vorhergesehne Ausgabe, oder du bedarfst meines Beistandes in einer gefährlichen Angelegenheit; im erstern Falle steht dir mein Vermögen und im andern mein Leben zu Diensten."

„Keins von beiden" erwiederte Araboh indem er seinen Freund umarmte, „ich sehe dich gesund und bin beruhigt. Ein schreckhafter Traum, der dein Leben in Gefahr setzte, weckte mich auf; er war so lebhaft, daß ich mich nicht beruhigen konnte; ich zog mich an und kam hieher, um mich mit eignen Augen von der Wahrheit zu überzeugen."

6. Die Wittwe zu Zehra.

Der Kadi zu Zehra, Benbächir, begegnete einer Wittwe, welche einen Esel vor sich her trieb und weinte.

„Warum weinst du, armes Weib?"

„Wohl ein armes Weib," antwortete sie, „dieser Esel, der leere Sack, welcher darauf liegt, und die Kleidung, welche meine Blöße deckt, sind der ganze Ueberrest meiner Habe; alles übrige hat mir der Kasiph genommen."

„Und worinn bestand deine übrige Habe?" fragte Benbächir verwundert.

„Ich besaß eine kleine Meierei; sie war das Erbtheil der Vorfahren meines verstorbnen Mannes und der meinigen; sie war uns über alles lieb; wir waren hier gebohren und erzogen, unsere gemeinschaftliche

liche Liebe nahm hier ihren Anfang; wir wurden Gatten, genossen die Zufriedenheit wahrer Liebe und unermüdeter Arbeitsamkeit — noch auf dem Sterbebette bath mich mein guter Mann, dafür zu sorgen, daß unser kleines Gut, welches uns unsre Väter hinterlassen hätten, an Niemand anders gelange, als an unsern Sohn, welcher vielleicht in dem Augenblicke im Heere des Kaliphen sein Blut für einen Herrn vergießt, welcher seiner Mutter alles nimmt."

„Und aus welchem Grunde," fragte der Kadi, „nahm dir der Kaliph dein Grundstück?"

„Er will sich ein Lustgebäude dahin bauen lassen," antwortete die Wittwe.

Guter Gott, dachte der Kadi bei sich selbst: er hat so viele Palläste und Lustgebäude, und auf einen bloßen Einfall, noch eins mehr zu haben, vertreibt er ein armes Weib aus ihrem Eigenthume.

„Und

„Und welchen Ersatz gab er dir?“ fragte Benbächir. „Ersatz? keinen!“ antwortete die Wittwe; „er ließ mir anfänglich eine kleine Summe anbiethen; wie ich aber das mir so theure Grundstück nicht verkaufen wollte, so nahm er es mir mit Gewalt.“

„Hast du ihm deine traurige Lage nicht vorgestellt?“ erwiederte der Kadi.

„Ich warf mich vor ihm nieder“ antwortete die Wittwe, „benetzte mit meinen Thränen seine Füße und bath und flehte — ich sagte ihm alles, was mir Schmerz, Kummer und Verzweiflung eingab — Sie konnte vor Schluchzen nicht fortfahren.

„Und dein Bitten vermochte nichts über ihn?“ fragte Benbächir theilnehmend. —

„Er wies mich mit aller möglichen Härte ab!“ antwortete sie weinend.

Benbächir hob die Augen gen Himmel. „Allmächtiger! seufzete er, Vater der Menschen! er stellt dich hier auf Erden vor und

kann

kann die von sich weisen, die nichts verlangen, als was Gerechtigkeit und Billigkeit heischt; und du übersiehst mit Langmuth und Geduld die unbilligsten und ungerechtesten Bitten der Sterblichen? —"

„Weib," sagte er entschlossen auf diese stille Pause, „überlaß mir deinen Esel und den Sack auf eine kurze Zeit und folge mir von Ferne. Ich gelte etwas bei dem Kaliphen — wo ist er jetzt?"

„Er befindet sich eben jetzt," antwortete die Wittwe, „auf dem Grundstück, welches ich sonst mein nannte. — Aber, was willst du mit dem Esel?" —

„Sei unbesorgt und folge mir!" — versetzte der Kadi.

Benbächir nahm den Esel und suchte den Kaliphen auf.

Der Kaliph bewillkommte ihn freundlich.

„Ich habe dich so lange nicht gesehen Benbächir" sagte er zu ihm, „und wie kommt es, daß ich eben jetzt dich sehe?"

„Erha-

„Erhabener Beherrscher der Gläubigen,“ antwortete Benbächir, ich habe so eben ein armes Weib gesprochen, welchem —

„Ich errathe was folgen wird,“ unterbrach ihn der Kaliph in einem ernsthaften Tone, und will nichts weiter hören. Die Halsstarrige mag ihr Betragen büßen! Steht es nicht in meiner Willkühr über Vermögen und Leben meiner Unterthanen zu gebiethen?“ —

„Deine Macht,“ erwiederte Benbächir, „ist hier auf Erden unbegrenzt. Auch verlangt die arme Wittwe ihr ehemahliges Eigenthum nicht wieder zurück; sie bittet bloß um ein kleines Andenken, und wenn Du es erlaubst, so fülle ich diesen Sack zufolge ihres Wunsches mit Erde.“

„Die kann sie haben,“ erwiederte der Kaliph lächelnd, „und wenn sie zehn Säcke wollte — Bald Benbächir, sollst du die Gegend nicht mehr kennen! hier soll ein prächtiger Pallast errichtet werden, dort

ein

ein Wasserfall die Aussicht verschönern, und weiter hin ein hoher Thurm sich erheben, von welchem man die ganze Gegend übersehen kann." —

„So?" — erwiederte Benbächir, welcher unterdessen den Sack mit Erde angefüllt hatte — „Ich werde sogleich mein Geschäft vollendet haben, und dann erhabener Beherrscher der Gläubigen, erlaube mir noch eine Bitte, die eben so unbedeutend ist, als die erste" —

„Sie sey dir gestattet!" versetzte der Kaliph.

„Der Sack ist gefüllt," fuhr Benbächir fort, „und nun, erhabener Beherrscher der Gläubigen, fleh' ich um deinen Beistand an, ihn auf den Esel zu laden."

„Welche befremdende Bitte!" rief der Kaliph, „wie kannst du dieß von mir verlangen? Rufe meiner Sklaven einen und er soll dir helfen."

„Erlaube, Beherrscher der Gläubigen,"

erwiederte der Kadi, „daß ich dich um diese Gnade bitte — daß ich dich flehend bitte, sie mir nicht abzuschlagen.“

„Wahnsinniger,“ rief der Kaliph, „die Last ist zu schwer für mich!“

„Zu schwer?“ sagte Benbächir; „dieser Sack voll Erde, ein so kleiner Theil des Grundstücks, auf welchem wir uns befinden, scheint dir zu schwer? O Herr! und du schauderst nicht bei dem Gedanken an den Tag, an welchem du vor deinem und unserm Richter erscheinen wirst? an welchem nicht bloß dieser Sack voll Erde, sondern das ganze Grundstück mit allen Palläſten und Thürmen, welche du darauf erbauen willst, mit allen Thränen, mit welchen die Unglücklichen es durch deine Veranlassung benetzt haben, zur weit unerträglichern Last werden dürften? — Du bist hienieden unbeschränkter Herrscher; ein Wink von dir verkürzt des Menschen Leben und ein einziges Wort stürzt Tausende in Unglück; aber — es kommt eine Zeit

in welcher du mit deinen Sklaven in gleichem Range stehst!" —

„Mit meinen Sklaven in gleichem Range?" wiederholte der Kaliph.

„Ich irre mich," faßte Benbächir wieder das Wort, „dein größrer Vorzug hier wird dir zur größern Qual gereichen. Du hast hier einen ungleich größern Wirkungskreis, folglich auch ungleich mehr zu verantworten. Jeder deiner Unterthanen hat nur von dem Rechenschaft abzulegen, was er für sich besaß, und Du von allem was wir insgesamt besitzen. Leb' wohl — verzeihe deinem Sklaven die Verwegenheit" —

Benbächir wollte sich entfernen. Der Kaliph hielt ihn zurück.

„Dir verzeihen?" sagte er; „bin ich dir nicht Dank schuldig, daß du mich von einer großen Ungerechtigkeit zurück hältst, die ich schon halb begangen habe? — Rufe die Wittwe! Sie nehme ihr väterliches Erbtheil zurück, und um sie für die Thränen

zu entschädigen, die ihr meine Härte ausgepreßt hat, soll ihr Grundstück von meinen Gärten, welche angrenzen, um eben so viel vergrößert werden. Und Du verläßt nie wieder meinen Hofstaat, um Gelegenheit zu haben dich angemessen zu belohnen. Die Regenten bedürfen einen freundschaftlichen Begleiter, der nichts scheut der Wahrheit zu opfern; der sie auf ihre Fehltritte aufmerksam macht und davon zurückhält; du sollst der Meinige in Zukunft seyn.

---

7. Der Satrap im Reiche der Schatten.

Ein Satrap langte im Reiche der Schatten an, und nie gehörte harmonische Töne aus einem etwas entferntern Haine von Ro-

sen und Myrthen reitzten sein Ohr und seine Neugierde.

„Unstreitig," dacht' er, „ist dieß der Aufenthalt der beglücktern Schatten und die beseeligende Harmonie gelangt von den himmlischen Geistern. Je weiter ich gehe, je blumenreicher ist das Gras unter meinen Füßen, je reiner wird der Himmel und je mehr verbreiten sich Wohlgerüche, welche die Seele in wonniges Wohlgefühl verschmelzen. Der stille Friede, welcher hier herrscht geht unvermerkt in mein Herz über; o wie glücklich werde ich seyn, wenn mich die Bewohner dieses bezaubernden Aufenthalts unter sich aufnehmen!"

Als er an den Eingang des Haines kam, trat ihm ein Schatten mit den Worten entgegen:

„Dieß ist die Wohnung von Männern, welche sich im Leben durch ihre Talente und ihre Weisheit um ihr Vaterland verdient

gemacht

gemacht haben: kannst du es wagen hinein zu gehen?"

„Ich trage kein Bedenken," erwiederte der Satrap; „oder sollte demjenigen, welcher talentvolle Männer im Leben beschützte und ihnen seine Zeit widmete, sie hier nicht wieder zu sehen gestattet seyn?"

„Er kann sogar sich schmeicheln," antwortete der Schatten, „eine rühmliche Stelle unter ihnen zu erhalten; aber derjenige — der bloß eine Menge kleine Talente hervorzog und erhob, weil sie den Staub von seinen Füßen leckten; der bei'm Anblick des wirklichen Verdienstes, wenn es mit Unglück rang, sich spottendes Mitleid erlauben und unverschämt genung seyn konnte, ihm seine erniedrigenden Gunstbezeugungen angedeihen zu lassen, der mag wohl hineingehen um Zeuge des ewigen Seelenfriedens zu seyn, aber seinen Aufenthalt wird er hier nicht finden."

Der Schatten verschwand und der Satrap gieng getrost in den Hain. Er schmeichelte sich alle seine Beschützte wieder zu finden und sah schon in voraus die Freude, welche sie bei seiner Erscheinung bezeigen würden.

Er gelangte an einen freien Platz, auf welchem die glücklichen Bewohner dieser bezaubernden Gegend ein Konzert aufführten, dessen himmlische Harmonie ihn herbeigezogen hatte. Der Anblick riß ihn zu Bewundrung und Ehrfurcht hin. Hier saßen junge Männer, mit deren goldnen Locken der Wind spielte in einem Kreise, deren melodische Stimmen im entfernten Echo verhallten, dort ehrwürdige Greise mit jugendlicher Beigeistrung, unter deren Fingern goldne Lauten und Harfen ertönten, und überall hatten sich Gruppen hingelagert, berauscht vom wonnigen Genusse überschwenglicher Himmelsfreude.

Der Satrap schlich traurig einher, sah sich nach allen Seiten um, und kannte Niemand und wurde von Niemand erkannt.

Auf einmahl langte ein Schatten an, welchen man mit vielen Freudenbezeigungen empfieng und ihm große Ehre erwies. Er schien ebenfalls erst anzulangen, und der Satrap suchte sich ihm zu nähern.

„Ich wünsche dir Glück," sagte er leise zu ihm, „du wirst hier sehr wohl empfangen; ich langte vor dir an, und mich hat noch Niemand bemerkt.

„Darüber wunderst du dich?" erwiederte der Schatten.

„Etwa ohne Ursache?" fragte der Satrap.

„Ohne Ursache," antwortete jener, „du warst auf der Oberwelt nichts als ein großer Herr."

„Und du?" fragte der Satrap neugierig, „wer warst du?"

„Ein Mensch!" versetzte der Schatten."

8. Der kluge Mann sucht alles zu seinem Vortheil anzuwenden.

Zwei Wilde kamen auf eine kleine Insel und wurden einig sie unter sich durchs Loos zu vertheilen. Der eine erhielt eine vortrefliche Ebne und vorzüglich einen Wald mit Ochsen und Pferden angefüllt, und dem andern ward eine gebirgige Gegend mit Felsen und Abgründen und einem Walde, in welchem bloß Esel und andre minder nützliche Thiere befindlich waren, zu Theil.

Als der Besitzer der reichen Gegend darauf seinen Antheil näher untersuchte, so machte er die Bemerkung, daß die Pferde und Ochsen im Walde ungemein muthig und scheu wären, daß jene mit den Hinterfüßen

füßen ausschlügen und diese mit ihren Hörnern stießen.

„Was soll ich mit den unbändigen Thieren anfangen," sagte er zu sich selbst, „soll ich mich der Gefahr aussetzen, wenn ich den Schatten der kühlenden Waldung genießen will, von jenen geschlagen und von diesen gestoßen zu werden, und wohl gar mein Leben zu wagen? Und gesetzt auch, ich wollte auf den Wald Verzicht thun, so unentbehrlich er mir ist, mich vor den brennenden Sonnenstrahlen zu schützen, so finden sich beide Thierarten ja eben so häufig in der Ebne und am Bache ein, wo ich meinen Durst stille! Um meiner selbst willen werde ich suchen müssen sie auszurotten."

Zu eben der Zeit kamen etliche Esel bei ihm an, welche sich aus jener Gegend verlaufen hatten. Ihr ernsthaftes, sanftes, ruhiges Aussehen gefiel ihm über die Maße. Er näherte sich ihnen, liebkoste sie,

faßte sogar Muth sich auf einen zu setzen. Seine Freude war ohne Grenzen, als er sich von dem Ankömmlinge sanft fortgetragen fühlte; er hatte am Ende keinen Ausdruck mehr zur Lobeserhebung eines so geduldigen guten Thieres und von nun an war die Ausrottung der Pferde und Ochsen beschlossen. Er verfolgte und bekriegte sie mit der größten Hitze und erlegte alle, welche sich nicht über die Grenze seines Nachbars flüchteten.

Der Nachbar urtheilte von den vertriebnen Ankömmlingen eben so vortheilhaft, wie jener von den Eseln.

„Das sind starke, muthige, schnellfüßige Thiere," dachte er „und zuversichtlich könnt' ich mehr Nutzen und Hülfe von ihnen erwarten, als von meinen schwachen langsamen."—

Er näherte sich ihnen, und ward von seiner Meinung noch mehr überzeugt, da sie in muntern Sprüngen davon eilten und ihm das Nachsehen ließen.

„Sie

„Sie sind wild," fuhr er in seiner Betrachtung fort, „aber nicht grausam; scheu, aber nicht angreifend. Es käme vielleicht nur darauf an, daß sie meinen Anblick gewohnt würden, und daß ich Mittel erfände sie zu zähmen." —

Von der Ueberzeugung der Möglichkeit schritt er sogleich zu Versuchen; das erste Mißlingen schreckte ihn nicht ab, und er erreichte glücklich seinen Endzweck.

Von der Zeit fand er eine Menge Arbeiten sich erleichtert, seine Felder wurden fruchtbarer; er schafte die größten Lasten mit leichter Mühe von einem Ort zum andern; er selbst konnte ungleich schneller als ehedem da oder dorthin gelangen, unterdessen sein Nachbar ungleich mehr Mühe anwenden mußte, vieles gar nicht bewerkstelligen konnte, und auf seinem ernsthaften und geduldigen Thiere nicht viel schneller fortkam, als wenn er sich seiner Füße bediente.

„Zu spät sah' ich ein," sagte dieser dann bei sich selbst, „daß ich nach falschem Schein geurtheilt habe. Eigenschaften, die uns auf den ersten Anblick gefallen, sind zum öftern Beweis von Mittelmäßigkeit, und manche äußere Fehler Kennzeichen eines innern unerkannten Werths. — Der kluge Mann sucht alles zu seinem Vortheil anzuwenden." —

---

9. Der Schatz eines egyptischen Königs.

Hassan der Sohn eines Fikaischenken *) zu Damaskus, war schön wie der Mond und schlank gewachsen wie eine Zeder; er war

*) Fikai ein Getränke aus Gerste und getrockneten Rosinen.

war lebhaft, feurig, gefällig, zeigte viel Verstand und hatte die eigne Gabe Jeden für sich einzunehmen. Er spielte die Laute überaus fertig und sang noch angenehmer. Sein Gesang und sein Spiel zog eine Menge Gäste herbei und sein Vater wußte die Geschicklichkeit seines Sohnes so gut zu benutzen, daß er sein Getränk nicht nur verheuerte, sondern auch verschlechterte, ohne daß sich die Zahl seiner Gäste verminderte.

Einst trat auch der berühmte Bramin Padmanaba, der sich damahls in Damaskus aufhielt, hinein, um sich durch einen frischen Trunk abzukühlen. Er bewunderte Hassans Spiel und Gesang, sprach mit ihm und bewunderte noch mehr seine fertigen und feurigen Antworten; und von der Zeit fand er sich täglich ein, und oft einige Mahl und jedesmahl wenn er fortgieng schenkte er ihm einen Zechin.

Hassans Vater bewunderte die Freigebigkeit des Fremden und befahl seinem Sohne, daß er ihn, wenn er wieder käme zum Mittagsmahl auf den folgenden Tag einladen solle, um gelegentlich zu erfahren, wer er sey? Padmanaba nahm die Einladung an und da Hassans Vater aus manchen Antworten und Aeußerungen schloß, daß er eben so reich als weise seyn müsse, so both er ihm eine Wohnung in seinem Hause an.

Padmanaba nahm auch dieses Anerbiethen mit den Worten an: „bei guten Freunden wohnen, ist ein Paradies auf dieser Welt."

Hassan gewann täglich mehr die Zuneigung des Braminen, ward von ihm sehr reichlich beschenkt und brachte die meiste Zeit bei ihm zu.

„Mein Sohn," sagte dieser einst zu ihm so zärtlich wie nur ein Vater mit seinem Sohne sprechen kann, „du hast viel

Fähig-

Fähigkeiten von der Natur erhalten und ich finde, daß du in den geheimen Wissenschaften große Fortschritte thun kannst. Dein freier, lustiger Sinn freilich scheint nicht geeignet zum ernsthaften und tiefen Denken; allein ich hoffe, festes Wollen und reifere Jahre werden dich der Geheimnisse würdig machen, welche nur Auserwählten zu Theil werden können. Ich liebe dich, wie meinen Sohn und habe beschlossen dich glücklich zu machen. Daß ich das kann, will ich dir beweisen, wenn du mich vor die Stadt begleiten willst, und bloß auf Dich wird es ankommen, wie du meine Befehle befolgst, ob du es werden kannst.

Padmanaba führte den jungen Hassan außer der Stadt nach alten Ruinen, welche der Sage nach die Uebereste eines Schlosses waren. Mühsam stiegen sie über Schutt und Steine, und gelangten auf einen kleinen freien Platz, wo sich ein Brunnen befand.

„Hier in diesem Brunnen, mein Sohn,“ sagte Padmanaba, „sind die Schätze, welche ich dir zeigen will und von welchen du in Zukunft Gebrauch machen kannst nach deinen Bedürfnissen, wenn du dich so beträgst, daß dir die großen Geheimnisse anvertraut werden können.“

Hassan sah den Braminen lächelnd an und sagte: „daß der Brunnen Wasser enthält sehe ich wohl; daß er aber Schätze enthalten kann, muß ich dir auf dein Wort glauben.“

„Urtheile aus dem, was geschehen wird, wozu du gelangen kannst,“ erwiederte der Bramine, schrieb etwas in besondern Karakteren auf einen Zettel und warf diesen ins Wasser.

Sogleich verlohr sich das Wasser und beide stiegen auf eine Treppe, welche jetzt zum Vorschein kam, bis in den Grund hinab, wo sie an eine starke eiserne Thüre kamen. Padmanaba schrieb wieder einige

Zei

Zeilen auf ein Papier, steckte dieß in's Schlüsselloch und die Thür öffnete sich.

War Hassan über das Vorgegangene erstaunt, so erschrack er jetzt, da er einen großen Mohren erblickte, welcher einen großen Stein aufhob und sie zu zerschmettern drohte. Indessen der Bramine sprach einige Worte und bließ den Mohr an, worauf dieser sogleich rücklings hinstürzte.

Durch einen langen Gang kamen sie in einen geräumigen Hof, in dessen Mitte ein Grabmahl von Kristall stand, dessen Eingang zwei Drachen verwahrten, welche Feuerflammen aus ihren schrecklichen Rachen ihnen entgegen schossen. —

Hassan erschrack und wollte zurück fliehen; allein Padmanaba sagte wieder bloß einige Worte, und die Ungeheuer zogen sich ruhig in ihre Höhlen zurück, und die Thür des Gewölbes öffnete sich. Sie gelangten in einen zweiten Hof, und welch Erstaunen bemächtigte sich Hassans, da er

einen großen Pavillon von Rubinen erblick-
te, auf welchem ein großer Karfunkel in
Kugelgestalt einen hellen Glanz verbreitete,
und alles um sich her erleuchtete. Er folg-
te seinem Führer fast ohne Bewußtseyn in
den Pavillon, dessen Thür von einem ein-
zigen Schmaragd war. Am Eingange stan-
den sechs Statüen jede aus einem einzigen
Diamant, der Fußboden war von Porphyr
mit kostbaren Perlen besäet, die Bekleidung
der Wände war von massivem Golde, in
den Ecken des Zimmers waren Rubinen,
Gold und andre Kostbarkeiten in großen
silbernen Kisten, und in der Mitte erhob
sich neben einem goldnen mit den köstlich-
sten Edelgesteinen künstlich besetzten Sar-
kophag, ein Thron von eben dem Metall
und eben so kostbar verziert.

Auf dem Sarkophag las Hassan die
Aufschrift:

„Erkaufe die Zeit! mit allen Schätzen
der Welt erkaufst du sie nicht; du verlierst

sie,

sie, wenn dein Herz nach ihnen geitzt. Alle Schätze, die ich im Leben sammelte mußt' ich zurück lassen; nur die Schätze deiner Seele, Freund, geleiten dich in die unerforschliche Zukunft hinüber!"

Padmanaba erzählte darauf dem erstaunten Hassan, daß alle diese Schätze von einem egyptischen Könige herrührten, welcher den Stein der Weisen entdeckt habe. Er zeigte ihm zugleich mehrere Haufen einer schwarzen Erde in einem zweiten Zimmer und Gefäße mit einem köstlichen Wasser, vermittelst welcher beiden, er alle unedle Metalle in Gold verwandelt habe.

Hassan bezeigte seine Verwunderung, daß ein König so unermeßliche Schätze unter die Erde verborgen habe, da andre Monarchen alles anwendeten durch große Denkmahle ihr Andenken auf die Nachwelt fortzupflanzen.

„Der König," erwiederte Padmanaba, „kannte das menschliche Herz; er wußte,

wie unersättlich es in seinen Begierden ist, und daß es sich durch keine Leidenschaft so sehr hinreißen läßt als durch die Gier nach Reichthum, der nichts zu heilig ist, um befriedigt zu werden, und verbarg also seine unermeßlichen Schätze, um die Habsucht nicht zu reitzen und Zwietracht und Blutvergießen zu veranlassen. Daß sie aber doch auf gewisse Weise der Nachwelt zum Nutzen gereichen möchten, entdeckte er sie einigen Weisen, mit dem Beding Wohlthaten der leidenden Menschheit zu erzeigen und mit ihrem Tode das Geheimniß immer wieder den geprüftesten Weisen zu hinterlassen."

„Wache über dein Herz mein Sohn" fuhr Padmanaba fort; „aus allem, was ich dir gezeigt habe, kannst du erkennen, wie rein meine Absicht ist, dich glücklich zu machen. Für jetzt nimm, von welchen Kostbarkeiten du willst und so viel du willst zu dir. Ich werde dich mit den heiligen

Sprüchen nach und nach bekannt machen und du kannst in der Folge zu jederzeit das Grabmahl des Königs von Egypten besuchen und von dem unermeßlichen Schatze zu jeder guten Anwendung Gebrauch machen; allein verwahre dein Herz vor Habsucht und sey verschwiegen. Mißbrauch würde dich deines ganzen Glücks berauben und dir wohl gar das Leben kosten; das Geheimniß ist noch umfassender; erst wenn du Proben deiner Würdigkeit abgelegt hast, kann ich dich aus dem Grabmahl noch weiter führen."

Sie kehrten darauf zurück; alle Thüren verschlossen sich hinter ihnen von selbst und so wie sie die Treppe hinanstiegen folgte ihnen das Wasser nach bis der Brunnen wieder angefüllt war.

Hassan kam sehr nachdenkend in seines Vaters Wohnung zurück und seine Heiterkeit schien sich von der Zeit an immer mehr in stillen Ernst zu verwandeln. Er beschenkte

seine Eltern mit den mitgebrachten Reichsthümern, und diese verehrten den Bramin fast göttlich, da sie hörten, daß ihr Sohn alles durch seine Vermittelung erhalten habe. Sie gaben ihr bisheriges Gewerbe sogar auf, beschlossen ein ruhigeres Leben zu führen und priesen sich durch ihren Sohn glücklich.

Unterdessen setzte Padmanaba seinen Unterricht fort, freute sich über die Gelehrigkeit seines Schülers über alle Maaße, und schrieb seinen Ernst und sein Nachdenken seinem Eifer zu in den Kenntnissen immer weitere Fortschritte zu machen.

„Ich werde dich auf einige Zeit verlassen," sagte einst Padmanaba zu Hassan; „gewisse Geschäfte rufen mich nach Indien und ich kann meine Wiederkunft so genau nicht bestimmen. Setze unterdessen deinen Fleiß in den heiligen Büchern zu lesen fort; ereignet sich ein Vorfall, daß du der Schätze des Königs von Egypten bedarfst, so

gehe

gehe getrost in sein Grabmahl; hier sind," indem er ihm vier Papiere überreichte, „die Sprüche, welche dich sicher hinein führen; auf welche Art? hast du gesehen. Sey weise, bewahre dein Herz vor habsüchtiger Begier und laß dich nicht Vorwitz verleiten weiter zu dringen, als ich dich geführt habe, du könntest sonst leicht mehr als den Genuß eines vorzüglichen Glücks verlieren."

So wie Padmanaba fort war, fieng Hassan allmählig wieder an heitrer zu werden und der Gedanke, daß der Bramine ihn ungleich weniger liebe, als er vorgebe, welcher bisher sich tief in sein Herz verborgen hatte, verlebendigte sich immer mehr und mehr. „Warum," sagte er zu sich selbst, „von den unermeßlichen Schätzen nur so nothdürftigen Gebrauch machen?" Zwar führen meine Eltern und ich selbst, bloß durch meinen ersten Besuch des Grabmahls, ein sehr gemächliches Leben und

aus Bescheidenheit, die mir die Gegenwart meines Wohlthäters einflößte, beobachtete ich die größte Mäßigung; ich hätte noch ungleich mehr zu mir nehmen können. Aber ich rechnete darauf, daß seine Freundschaft so weit gehen werde, daß ich durch ihn ein glänzendes Leben würde führen können, daß sich mein Haus in einen prächtigen Pallast verwandeln, daß ich von tausend Sklaven umgeben dem Vornehmsten und Reichsten wenigstens gleichkommen, wenn sie auch nicht übertreffen würde? — Warum ließ er mich nicht in meiner Unwissenheit? Hatte ich meine jetzige Gemächlichkeit bloß seiner Freigebigkeit zu danken, so würde ich zufrieden und ihm dankbar seyn, anstatt daß mir die Schlange der Unzufriedenheit schon länger als ein Jahr an meinem Herzen nagt, da ich weiß, daß er nur nehmen darf von Schätzen, die er nicht gesammelt hat. — Doch was hindert mich" — fuhr er auf einmal auf — „jetzt alle meine Wünsche zu erfüllen? Steht mir nicht in

seiner

seiner Abwesenheit der Weg zum Grabe des Königs offen? — Er ist in Indien — und wenn ich mir unterdessen so viel aus der seltnen Gruft heraus hohle, um jeden meiner Wünsche zu befriedigen, was kann es mich dann kümmern, ob sich seine Freundschaft vermindert, wenn ich seine tiefsinnigen Bücher ihm überlasse?" —

Hassan warf so lange Fragen auf, bis der Entschluß reifte und seine Begierde alle Furcht und Bedenklichkeit überwog; er schrieb die Talismanne ab, und gelangte glücklich durch sie wie ehedem mit dem Braminen zum Sarkophag des egyptischen Königs und mit Schätzen beladen wieder zu seinen Eltern zurück.

Der erste so wohl gelungene Versuch machte ihm Muth, und um vielleicht einen dritten zu ersparen, zeigte er seinen Eltern seine mitgebrachten Schätze, erzählte ihnen die Hauptumstände und fragte, ob sie ihn begleiten wollten? —

Auch bey diesen verlöschte die Bereicherungssucht die Dankbarkeit. Der blendende Glanz des Goldes und der Edelsteine berauschte ihre Sinne und Vater und Mutter begleiteten den Sohn in die Gruft. Grausen befiel sie bei dem Anblicke des Mohren und der feuerspeienden Drachen; aber alle Furcht schwand bei dem Anblick der Schätze; sie fühlten bloß tiefe Kränkung bei der Unmöglichkeit sich alles zuzueignen.

Plötzlich hemmte ihre Geschäftigkeit ein rollender Donner und aus dem Sarkophag ertönte eine dumpfe Stimme: „deß unersättliche Begier mehr verlangt, als ihm beschieden, verliert auch das, was er schon besaß. Es ist ein gewöhnliches Loos der Menschen, daß sie ihr Glück in der Blüthe vernichten."

Ein Donnerschlag erfolgte; Hassan und seine Eltern stürzten ohne Bewußtseyn nieder, und als sie sich wieder erhohlten, befanden

fanden sie sich in ihrer Wohnung und alle Schätze aus der Königsgruft waren in zerstaubende Erdklumpen verwandelt.

Hassan grif wieder zu seiner Laute und sein Vater schenkte wieder Fikai.

10. Die Wollust und der Gift-baum.

In den Wollustathmenden Gärten des reichen Harakmi ruhte die Wollust auf einem Bette von Rosen und Jasmin, ohne daß sie es wußte, nicht weit von einem Giftbaume.

Mit Entsetzen schauderte sie zurück, als sie ihn erblickte und liebkosend sagte sie zu Harakmi:

„Warum der Baum in deinen paradiesischen Gärten, mein Gebiether? vermöcht'

möcht' ich es, ich würde zum Wohl der Menschen einen Baum, dessen Hauch das Leben verkürzen kann, von der ganzen Erde vertilgen."

Harakmi gab seinen Sklaven einen Wink und sie waren im Begrif den Baum zu fällen, als dieser zur Wollust sagte:

„Schön verkaufst du deine eigne Frucht mit dem Anstrich der Menschenliebe; sie erregt Vertrauen und durch Vertrauen gewinnst du an Ansehen. Mein Gift ist dem Menschen verderblich; aber er kennt, und vermeidet mich. Du hingegen bestrickst ihn unvermerkt und das Uebel, welches du durch Müßiggang, Weichlichkeit und Unkeuschheit unter die Menschen in unendlich verschiednen Gestalten bringst, wie ungleich größer ist dieß, als was er durch mich erleidet. Harakmi, willst du gerecht seyn, so vertilge die scheinheilige Heuchlerin aus deinem Herzen und du befreist dich von deiner grausamsten Feindin."

Täglich sterben eine Million Menschen; kaum drei Tausend kommen durch Gift um und man entsetzt sich davor — über drei Viertel kommen durch die Wollust um und Niemand fürchtet sie!

II. Der Vogel der Selbsterkenntniß.

„Aufrichtigkeit gegen sich selbst, mein Kind," sagte Fatme zu ihrer Tochter, „ist die schwerste Tugend. —

„Die schwerste?" unterbrach sie Abassa; „gegen wen könnte man wohl aufrichtiger seyn, als gegen sich selbst?"

„Eben weil man das glaubt," erwiederte Fatme, „ist man es am wenigsten! Unsere Eigenliebe macht uns immer besser, als wir andere handeln sehen, und können

wir uns auch einen begangnen Fehler nicht abläugnen, so bemühen wir uns doch ihn auf alle Weise zu beschönigen und gehen wohl gar so weit, daß wir ihn aus einer guten Quelle herleiten. Wir beruhigen uns gar zu leicht dabei, wenn wir nur das öffentliche vermeiden und schlüpfen über die Erinnerungen des unbestechlichen Richters in uns, unsers Gewissens, leicht hinweg."

„Ich lege keinen Tag zurück," versetzte Abassa, „ohne mir am Abend strenge Rechenschaft von meinen Gedanken und Handlungen abzufordern."

„Das ist lobenswerth, meine Tochter," entgegnete Fatme, allein, dadurch ist noch nicht deine Aufrichtigkeit gegen dich selbst, erwiesen, die Rechenschaft kann sehr partheiisch seyn. Man wendet nirgend weniger Sorgsamkeit an, als in der Erkenntniß seiner selbst. Willst du dich einer Prüfung

fung unterwerfen, so kann ich dir einen Rath ertheilen?"

„Von wem nehme ich lieber guten Rath an," fragte Abassa zärtlich, „als von meiner Mutter, welche mich über alles liebt und ohne Unterlaß sorgt mich glücklich zu machen."

„Ein Weiser, fuhr Fatme fort," hat einen wunderbaren Vogel; er ist zahm und zärtlich und liebkost alle, die ihm wohlthun; sein Gefieder ist fein und zart und übertrift den frisch gefallnen Schnee an Weiße" —

„Und sein Gesang?" unterbrach sie Abassa.

„Außer einigen unbedeutenden Lauten," fuhr Fatme fort, „ist er stumm; er schweigt sogar, wenn er seine wenigen Bedürfnisse fühlt, wenn die Unachtsamkeit seines Besitzers ihn darben läßt. Allein das wunderbarste ist, daß er jedesmahl, wenn sein Besitzer die Aufrichtigkeit gegen sich selbst verletzt,

verletzt, eine rothe Feder an seiner Brust bekommt, die um so röther wird, je grö-ßer der begangne Fehler ist — Willst du deine Aufrichtigkeit gegen dich prüfen, so will ich den Vogel von dem Weisen kommen lassen."

„Laß ihn kommen meine Mutter!" rief Abassa zuversichtlich, „ich bin neugierig einen so wunderbaren Vogel zu sehen!"

„Fürchtest du nicht?" entgegnete Fatme zärtlich lächelnd, „daß deine Neugierde an der weißen Brust des Vogels eine rothe Feder hervortreiben möchte?"

„Wenn meine Neugierde," antwortete Abassa etwas beschämt, „an mir fehlerhaft ist, so werde ich dadurch aufmerksam gemacht, sorgfältiger über mich zu wachen; — aber wie heißt dieser sonderbare Vogel?"

„Der Vogel der Selbsterkenntniß," antwortete Fatme.

„Und am Ende wird wohl die ganze Brust roth?" fragte Abassa wieder.

„Die

„Die rothen Federn," belehrte sie Fatme, „vermehren sich an jedem Tage mit den Fehlern; sie verlieren aber die Nacht wieder ihre Färbung, und die Brust erscheint am andern Morgen wieder ganz weiß."

„Das ist schön!" rief Abassa, „das heißt die Fehler zwar verweisen aber doch auch gutmüthig vergessen."

„Wenn du die Verweise vergißt," versetzte Fatme, „so bekommt der Vogel am Morgen auf einmahl alle die gestrigen rothen Federn wieder."

Abassa bestand, der sanften Warnung ihrer Mutter ungeachtet darauf, daß ihr der Vogel gebracht werde. Sie fühlte zwar eine geheime Furcht; indessen sie hatte sich einmahl zur Prüfung erbothen, und ihre Eitelkeit erlaubte ihr nicht ihr Wort zurückzunehmen.

„Ich werde sorgfältig über mich wachen, sagte sie zu sich selbst; und gesetzt

die rothen Federn machen mich auf meine Fehler aufmerksam, so werde ich dadurch auf die Bahn gebracht, mich immer genauer kennen zu lernen."

Sie nahm den Vogel, so wie er ankam, in Verwahrung, Wartung und Pflege, und für Freude außer sich eilte sie zu ihrer Mutter, so wie die Dämmerung des Abends eintrat und verkündigte es ihr, daß der Vogel keine rothe Feder heute bekommen habe.

„Wie lange hast du ihn bei dir?" fragte Fatme lächelnd.

„O schon beinahe zwei Stunden!" rief Abassa, „ich nahm ihn den Augenblick in meine Verwahrung, so wie er ankam."

„Erst zwei Stunden?" sagte Fatme sanft; „und wie mein Kind, wenn in dem Augenblicke das zu große Selbstvertrauen in deine Aufrichtigkeit eine rothe Feder bewirkt hätte? Wenn es nicht wäre, würde

de ich die wunderbare Eigenschaft des Vogels bezweifeln."

Etwas schüchtern bath Abassa ihre Mutter, sie in ihr Gemach zu begleiten, und noch schüchterner trat sie vor den Vogel und — Schaamröthe mit einigen großen Thränentropfen begleitet, überzog ihr Gesicht, als sie eine große rosenrothe Feder erblickte.

„Schließe von dem einen Falle auf alle andre," sagte Fatme, indem sie ihre Tochter zärtlich an ihren Busen drückte; wie du bei dem einen nicht aufrichtig gegen dich selbst warst, so wirst du es in mehrern finden. So lange sich aber bei Wahrnehmung eines noch unerkannten Fehlers deine innre Empfindung auf die gegenwärtige Art in deinem Gesichte abdrückt, so lange hast du noch Hoffnung besser zu werden. Schämst du dich aber deines Fehlers nicht mehr, so wird dich auch kein Wundervogel bessern.

12. Der uneigennützige Großvezier.

Giafar Großvezier des Kalifen Haroun wollte den folgenden Tag sich vermählen und befahl seinem Haushofmeister Masul alles darauf vorzubereiten, schärfte ihm besonders ein eine reichliche Mahlzeit für die Armen, welche er seine Freunde nannte, zuzurichten und jedem der sich zeige ein reichliches Almosen zu reichen.

„Dein Knecht," erwiederte Masul lächelnd, „wird alles mit dem besten Willen thun, wenn du ihm nur die Mittel dazu giebst. Eben wollt' ich dir meine Rechnung ablegen, da unsre Kasse ganz ausgeleert ist."

„Die ganze beträchtliche Summe?" erwiederte Giafar.

„Du

„Du hast freilich wenig davon genossen, mein Gebiether," fuhr Masul fort;" — als lein lis nur selbst — diese große Summe habe ich auf deinen Befehl deinen Verwandten zahlen müssen — diese haben deine Freunde aus der Nähe und Ferne erhalten, und diese kleine hast du für dich verwendet. Willst du Morgen wirklich dich vermählen, so mußt du deine Braut zwischen Armuth und Tugend setzen, zwei Gäste, welche zuversichtlich noch nie in dem Pallaste eines Großveziers erschienen sind."

„Ich verzeihe dir deine kühne Spötterei," versetzte Giafar, — „und künftig wollen wir zusehen, daß unser Vorrath länger dauert. Auf Morgen mußt du jedoch Rath schaffen; Morgen kann ich unmöglich sparen. In dem Pallaste sind so viele kostbare Sachen, welche ich nicht brauche; verwandle sie in Gold."

„Ich vollziehe unbedingt deine Befehle," erwiederte Masul; „allein alles, was

in diesem Pallaste ist, hat mir der Kalif übergeben und ich muß mit meinem Kopfe dafür haften. Dieser Pallast, sagte er zu mir, als er mir ihn übergab, gleicht einer Karavanseri, deren Geräthschaften man sich nur so lange bedienen darf, als man darinnen herbergt."

„Diese Worte sind golden," antwortete Giafar, „und wenn wir wieder Gold haben, bezahl ich dir hundert Derhem dafür. Für jetzt — kannst du nichts von meinen Gütern erheben? wenigstens unterdessen darauf borgen."

„Du hast deine Güter unter deine zahlreiche Verwandtschaft zum Gebrauch vertheilt," antwortete Masul, „ist das pachtweise geschehen, so will ich sogleich Bothen absenden; allein zu Morgen — ehe die Bothen wieder zurückkommen." —

„Meine Verwandten sollen nicht beunruhigt werden," fiel Giafar ein, „allein eben so wenig kann meine Hochzeit Aufschub

schub leiden. Geh zum Schatzmeister, guter Masul und laß dir etwas auf mein künftiges Gehalt auszahlen."

„Du weißt vielleicht nicht," antwortete Masul, „daß der Kalife schon vor dir einen sehr strengen Befehl ergehn ließ: Niemanden etwas vorauszuzahlen, damit sich jeder nach seinem Einkommen richte. Indessen wird der Schatzmeister bei dir eine Ausnahme machen, und wenn der Kalife deine Lage erfährt, wird er eilen deine leere Kasse zu füllen, daß deine Freunde nicht mehr so leer ausgehen wie diese Tage."

„Das war sehr weise vom Kalifen," versetzte Giafar, „diese Verordnung zu geben und um meinetwillen soll sie nicht verletzt werden. Daß meine Freunde leer ausgehen ist mir hart, indessen müssen sie sich gedulden, bis ich reicher werde. Hochzeit will ich indessen doch halten — der Garten am Pallast ist voller Gemüße und

guter reifer Früchte; Bräutigam und Braut sieben sie; richte damit unsre Tafel aus.“

„So mag ein Derwisch in seiner verborgnen Zelle leben,“ entgegnete Masul, „aber nicht ein Großvezier, auf welchen ganz Asien die Augen richtet. Lieber will ich etwas auf Borg aufnehmen, wer darf es mir abschlagen, wenn ich deinen Nahmen nenne.“

„Eben darum soll es nicht geschehen, Masul,“ erwiederte Giafar. „Es bleibe bei unsern Früchten; was der Großvezir ißt, kann Asien gleich viel seyn, nicht aber, was er thut. Weise mir die Dürftigen sanft ab, versprich ihnen zweifach, sobald ich wieder reicher bin; laß mich milde erscheinen! Es bleibt bei unsern Früchten! die Nahmen der Gäste will ich dir schriftlich geben.“

„Am Hofe werde ich sie nicht zu suchen haben,“ sagte Masul, „da wir so nüchtern leben wollen. — Erlaube nur, Herr,

daß

daß ich dir den reichen Juden Nabal anmelde; seit diesen Morgen wartet er schon in der Halle."

„Sage ihm," erwiederte Giafar, „er möchte sich wohl bedenken, ehe er vor mir erscheint; wenn das, was er mir vorzubringen hat nicht Stand hält, so möchte es ihn gereuen."

Nabal hatte eine reiche Karavane eingeführt und die Zölle des Kalifen betrogen. Nach dem Gesetze hatte Giafar diesen Morgen die ganze Ladung dem Schatze des Kalifen zugesprochen.

Der reiche Israelit trat mit einigen der Aeltesten seines Volks herein; erwähnte aber von dem Vorfall keine Silbe, sondern dankte Giafar im Nahmen seines Volks, als dessen Abgesandter, für seine großmüthigen Gesinnungen gegen dasselbe in prunkvollen Worten, stellte ein Kästchen mit Juwelen auf den Tisch, fügte hinzu, daß ein mit Gold beladnes Thier vor dem Thore

re des Pallasts halte, und bath, daß er das Ueberbrachte als einen Beweis der Dankbarkeit annehmen möge, daß er die Juden schätze und ihren Armen eben so großmüthig Almosen spende, wie dem Muselmanne.

Eine starke Röthe färbte Giafars Wangen und Masul war außer sich für Freude über den glücklichen Zufall zu so gelegener Zeit.

„Daß ich den Armen deines Volkes wohl will," sagte Giafar nach einer kleinen nachdenkenden Pause, welche er nöthig gehabt hatte seinen Unwillen zu unterdrücken, „will ich dir beweisen. Die schlechte That, welche du beabsichtest, soll in eine gute übergehen; und deßwegen bloß, untersuche ich deine Absicht nicht genauer und strenger. — Masul, rufe einen Kadi herein!"

Der Kadi kam.

„Freund," sagte Giafar zu ihm, „hier

habe

habe ich ein Geschäft für dich, welches der wahre Muselmann für das angenehmste hält, und wofür du mir danken wirst. Dieser Jude, welchen du kennen wirst — wer kennt den reichen Nabal nicht! — bringt mir dieses Kästchen mit Juwelen und wie er sagt ein Thier mit Gold beladen, welches vor der Thüre steht: dieß bringt er mir, wie er sagt, im Nahmen seiner Brüder, weil ich kein Feind seines Volkes sey. Nun sind die Menschen seines Volks mir Menschen, welche des Schutzes mehr bedürfen, als der Muselmann, welchen das Schicksal zu ihrem Herrn gemacht hat. Nimm also den Betrag dieses Schatzes und das Gold, womit das Thier beladen ist, und theile alles in drei gleiche Theile. Mit dem einen begieb dich in die Synagoge der Juden, laß ihre Vorsteher rufen und diese die Armen ihres Volks versammeln, und vertheile ihn im Nahmen Nabals unter sie. Den zweiten Theil laß

unter

unter die Dürftigen unsers Volks in Nabals Nahmen vertheilen; vielleicht, daß diese Gabe sie milder gegen jene denken lehrt, und den dritten gieb den armen Christen, frei oder Sklave, und zwar in deinem Nahmen, damit auch du Gewinn und Dank einerndtest."

Der Kadi entfernte sich den Befehl zu vollstrecken, der Jude folgte ihm beschämt und traurig nach — und Masul konnte es kaum vor Ungeduld und Unwillen erwarten bis sie fort waren.

„Wir haben keinen Derhem mehr!" sagte er, „Morgen Hochzeit; und du wirfst hier einen Schatz weg, der uns auf einmahl in Ueberfluß versetzen konnte."

„Sey nicht böse, Masul," erwiederte Giafar vergnügt; „nun wird mir erst die Mahlzeit bei der Hochzeit schmecken; ich speise nun Morgen mit Tausenden und der Gedanke ihrer unerwarteten Freude, die Stillung ihrer Noth, macht mich reicher,

und

und glücklicher, als alle Schätze Indiens. Sieh so reich sind wir durch Zufall plötzlich geworden."

„Reich? wie?" fragte Masul. —

„Freilich reich," fiel Giafar ein; „du weißt nicht, wie reich, frei und glücklich das Geben macht und wie traurig, abhängig und klein das Nehmen. Darum pries der Prophet seinen Schülern dieses Mittel freudig zu seyn, so oft und so nachdrücklich an."

13. Firnaz und Mirvan.

In dem frühern Zeitalter der Welt, als der Mensch noch keine andere Verpflichtung kannte, als die der Natur; als noch kein Thron auf den Trümmern der Freiheit errichtet war und Usurpation und Gewalt

noch

noch keinen Nacken unter sich gebeugt hatte; als die Erde ihren Bewohnern eine gesunde und harmlose Nahrung im Ueberfluß ihrer Fruchtbarkeit reichte und ihnen zugleich Sicherheit und Zufriedenheit gewährte — in jener glücklichen Zeit lebte Mirvan an der Küste des Caspischen Meeres in einem Ueberflusse, der allen seinen Bedürfnissen nichts zu wünschen übrig ließ, und in einer Gegend, die alles enthielt, was das Auge reitzen konnte, und — hätte ruhig und zufrieden leben können; allein er war nur reich aber nicht glücklich. Die Weisheit bedarf des Ueberflusses nicht, um den Menschen glücklich zu machen. Er war mit aller Sorgfalt erzogen worden; allein bald ließ er sich von seinem natürlichen Feuer hinreißen, übersah die ganze Seegensfülle, die ihn umgab, spannte seine Wünsche selbst über die Grenzen der Natur, und alles, womit ihn das Glück ausgestattet hatte war ihm ekelhafte Einförmigkeit

migkeit. Wie sollte dem Uebel abgeholfen werden, das unheilbar schien? —

Als er sich eines Tages durch das Labyrinth seiner Wünsche hindurch gewunden hatte, schlief er vor Abmattung unvermerkt ein. Firnaz der König der Genieen hatte Mitleiden mit seiner unglücklichen Lage und beschloß einen Versuch zu machen ihn von seiner Täuschung zu heilen, indem er ihm durch einen lebhaften Traum die Wahrheit vor Augen stellte, die er wachend zu verachten schien.

Mirvan glaubte sich auf dem Gipfel eines Berges; er lehnte sich an den Stamm einer schattigen Zeder und übersah mit einem Blick diese Besitzung seiner Vorfahren unter sich im Thale. Allein anstatt sich über seinen Ueberfluß zu freuen, brach er in laute Klagen der Unzufriedenheit aus. Von tausend sich durchkreutzenden Begierden ergriffen, sprang er auf und gieng unruhig vorwärts, als er plötzlich über einen Lichtschein

schein erschrack, der ihm übernatürlich schien. Sein Erstaunen vermehrte sich, da er eine Wolke erblickte, die alle Farben des Regenbogens in sich vereinigte. Firnaz der König der Genieen erschien in derselben; er trat vor den unzufriedenen Jüngling und redete ihn folgender Gestalt an:

„Sohn des Staubes, ich habe deine Unzufriedenheit wahrgenommen, eröfne mir die Ursache, vielleicht, daß sie sich heben läßt."

Durch die milde Anrede aufgemuntert, erwiederte Mirvan: „die traurige Einförmigkeit meines Zustandes ist mir unerträglich; der Morgen ist in nichts vom Abend verschieden, und heute ist wie gestern; mein ganzes Leben ist bloß ein durch ermüdende Wiederholung verlängerter Augenblick. Thal und Wald haben in meinen Augen ihre Schönheit verlohren. Selbst die Reitze der schönen Thirza machen keinen

Ein-

Eindruck auf mich mehr, seitdem sie mich mit ihrer Liebe beglückt hat". —

„Wohlwollender Genius," fuhr er fort, „deine Blicke verrathen Mitleiden mit mir: verwandle die Gegend, die wir hier vor uns sehen, daß sie jener gleiche, welche die Wesen über den Sternen bewohnen. Laß sie im Kleinen alle die Schönheiten enthalten, welche in der ganzen Schöpfung zerstreut sind, daß alle meine Sinne befriedigt werden und meine Seele alles Vergnügen genießt, wovon die Einbildungskraft sich eine Vorstellung machen kann."

Er wünschte dieß und der nachsichtige Genius gewährte ihm auch in dem Augenblicke seine überspannte Bitte. Die ganze Oberfläche der Natur verschönerte sich unendlich mehr, als sie die kühnste Dichterphantasie je geschildert hat. Veilchen und Amaranthen entsproßten unter ihren Füßen. Der Westwind verbreitete die Wohlgerüche der entzückenden Landschaft von allen Sei-

ten, und alles was den Sinnen schmeis-
cheln und sie befriedigen konnte, zeigte sich
überall im Ueberfluß. Mirvan lebte wieder
auf. Er befand sich in einer Laube von
Immergrün auf einem Bette von Rosen.
Außer sich vor Vergnügen stand er auf
und gieng mit schnellen Schritten über die
herrliche Pläne. Die unendliche Mannig-
faltigkeit der Schönheiten machte ihn un-
entschlossen und zweifelhaft, was er vor-
ziehen sollte. Die saftige Ananas, die ge-
schmackvolle Lotos reitzten wechselsweise
Hand und Auge. Harmonische Gesänge
der Waldbewohner vergnügten seine Oh-
ren. Gleich einem müden Wanderer, der
endlich das Ziel seiner Bestimmung erreicht
hat, schien unser junge Unzufriedene am
Ziel aller seiner Wünsche. Nicht lange
hatte er unter diesen idealischen Schönhei-
ten verweilt, als er sieben Nymphen ent-
deckte, deren Blicke auf ihn gerichtet wa-
ren. Jede ihrer Bewegungen verrieth un-

aus-

ausſprechliche Annehmlichkeit und jeder ihrer Blicke vermehrte ſein Vergnügen. Er war bezaubert von ihrer Schönheit, und gegen ſie verlohren alle Reitze der herrlichen Gegend. Die Nymphen ſchienen den Eindruck zu bemerken, den ſie auf ihn machten und flohen ſchamhaft in's dickeſte Gebüſch in der Zuverſicht, daß er ihnen nachfolgen würde.

So glücklich und beſeeligt ſah er anfangs ſeinem Entzücken kein Ende. Aber kaum waren acht Tage verfloſſen, ſo verlängerten ſich ihm ſchon die Minuten und neue Wünſche unterbrachen ſeine Glückſeligkeit. Die unaufhörlichen Geſänge der gefiederten Waldbewohner ermüdeten ſeine Ohren und die ununterbrochnen Schönheiten ſeine Augen. Sein Geiſt fand durch nichts mehr Gelegenheit ſich zu entwickeln; er verſank in Stumpfheit und Trägheit.

„Ich verachte ein Leben,“ rief er, „wo ich nichts als Weichlichkeit und Ruhe fin-

de, wo mich keine Abwechselung unterhält und keine Gefahr mich anstrengt. O möchte Firnaz noch einmahl meine Bitte erhören! Ich kann unmöglich mein Leben bloß dem Vergnügen aufopfern! Ich würde um etwas bitten, was mir mehr Vergnügen gewähren würde; ich würde ihn um die Oberherrschaft über das ganze unabsehbare Land, welches vor mir liegt bitten, um mit unumschränkter Gewalt über ein großes Volk zu herrschen."

Kaum hatte er dieses Selbstgespräch gehalten, so ward er von einer unsichtbaren Gewalt aufgehoben und durch die Luft getragen. Er erblickte ein Land dessen Grenzen er nicht übersehen konnte; Zedernwälder welche die Wolken zu erreichen schienen; große Flüsse die das Land durchwässerten und eine allgemeine Verbindung beförderten, prächtige Städte und Dörfer ohne Zahl. —

„Alles was du siehst," sagte sein Führer, „ist dein!"

Mirvan sank mit freudigem Herzen zur Erde nieder dem gefälligen Genius für sein Wohlwollen zu danken, und kaum hatte er ihm seine Ehrfurcht bezeigt, so erblickte er sich von weisen Greisen und Kriegshelden umgeben, die ihn, eh' er sich noch von seinem Erstaunen erholen konnte, zum Könige wählten, sein Haupt mit dem Diadem schmückten und seine Thronbesteigung durch Trompetenschall dem Volke verkündigen liessen. Das Volk drängte herbei die Staffeln seines Thrones zu küssen, und Kameele mit Schätzen Indiens und kostbaren Spezereien von den benachbarten Inseln beladen, langten in zahlloser Menge an.

Der kriegerische Schall der Trompeten, das Wiehern der Streitrosse war seinen Ohren ein angenehmer Ton. Sein Herz dürstete nach Sieg und Eroberung; und da ein Monarch leicht Feinde findet, wenn

er sie wünscht, so zog er bald mit Heeres-macht zum Kriege aus, griff die Feinde an und besiegte sie. Der glückliche Erfolg verstärkte seinen Durst: eine Eroberung reitzte nach mehrern. Er eilte von Siegen zu Siegen bis er sich alle seine Nachbarn zinsbar gemacht oder ihr Land verheert hatte, und den bekannten Europäischen Eroberern gleich, wünschte er neue Welten, um sie zu besiegen. Allein der Zeitpunkt näherte sich, daß seine Eitelkeit gedemüthigt werden sollte. Ein entfernter Staat bemerkte mit neidischen Augen seine Fortschritte auf Kosten der Freiheit anderer und fing an für seine eignen Besitzungen Sorge zu tragen. Die Liebe zur Freiheit beseelte die Einwohner mit Muth und Kraft. Sie griffen den Feind der Menschheit mit unwiderstehlicher Gewalt an: das Heer von Sklaven fiel zu tausenden, und der unüberwindliche Held lernte wahrnehmen, daß er ein bloßer Mensch sey. Er suchte sein

Heil

Heil in der Flucht, gerieth in einen Wald und ward, verlassen von Höflingen und Schmeichlern, ein Raub der Ermattung, des Hungers und seines belasteten Gewissens. Nach einer langen abmattenden Reise gelagte er auf eine Plåne, die mit einem hohen Gebirge umgeben war. Er legte sich an Ufer eines kristallhellen Flusses, der im nächsten Gebirge entsprang, um auszuruhen. Tausend Leidenschaften durchkreutzten sich in seiner Seele in schrecklicher Verwirrung.

„Ich Unglücklicher," rief er dann, „zu welchen mannigfaltigen Leiden bin ich gebohren! Bin ich erschaffen um jedes Glück, das mich anlächelt zu überleben? Der arme Landmann, der von Wurzeln und Wasser lebt, der unstäte Wilde, der sich eine nothdürftige Mahlzeit erjagt, lebt glücklicher als ich. Doch was kann mich nöthigen mein Unglück zu überleben?

Mit diesen Worten stürzte er sich in den Fluß, um ein unglückliches Leben, das ihm zur Last fiel, zu endigen; die vermeintliche Kälte des Wassers verursachte ihm eine heftige Erschütterung und — er erwachte: erblickte Thirza, sein Lieblingsweib, schön wie der Morgen, an seiner Seite, und hörte seine Sklaven im Vorzimmer, die auf seine Befehle warteten. —

Er überzeugte sich, daß seine Bedürfnisse eingebildet und alles, was er besaß wirklich war, und genoß alle Wohlthaten, die ihm durch die Milde des Schicksals zu Theil worden waren, mit Dankbarkeit und mehrerer Wohlwollenheit gegen andre als vorher, ohne je wieder unzufrieden zu murren.

---

14. Der Sieg der Wahrheit.

Der Tatar-Chan Togaltimur hörte von einem Mann in seinem Lande, der nie eine Unwahrheit rede.

„Man bringe ihn zu mir," sagte er, „und verhält es sich so wie man sagt, so will ich ihn hochehren und ihn als die kostbarste Perle an meinem Halse betrachten."

Die Hofleute lächelten und gehorchten; man berief den Mann nach Hofe, und Togaltimur erhob ihn zu seinem Oberstallmeister, und behandelte ihn als seinen Freund.

Ein so schnelles Glück erregte Neid; bei jeder Gelegenheit suchte man die Wahrhaftigkeit des neuen Hofmannes in Zweifel zu ziehen und verdächtig zu machen, und verwickelte ihn in tausend Angelegenheiten

um den Argwohn des Chans rege zu machen, weil man dann gewonnenes Spiel zu haben glaubte. Indessen alle geheimen und öffentlichen Bemühungen hatten den gegenseitigen Erfolg; der Chan fand seinen Oberstallmeister überall bewährt, und dessen Neider hatten noch den Verdruß, daß er ihm den Nahmen Saddyk (der Wahrredende) beilegte, und dadurch vor allen auszeichnete.

Am meisten aber nahm sich der Vezier Tangribirdi Saddyk's Erhöhung zu Herzen. Er hatte bisher das unumschränkte Vertrauen des Fürsten genossen, alles hatte von seinem Wink und Willen abgehangen, und nun auf einmahl sah er sich durch einen ganz gewöhnlichen Mann zurück gesetzt und mußte besorgen, wohl gar am Ende auf alle seine bisherige Gewalt Verzicht zu thun. Er grämte sich darüber so sehr, daß er einige Tage nicht aß, die Nächte schlaflos und unruhig zubrachte,

und

und sich so abzehrte, daß er einem Todten ähnlicher sah als einem Lebenden.

Da trat endlich seine Tochter Hoschendan vor ihn und sagte: „vergißt mein Herr und Vater, daß ein mächtiges Reich von seiner Klugheit und Erfahrung abhängt? Ich sehe, ein geheimer Kummer nagt an deinem Herzen; hat deine Tochter Gnade funden vor deinen Augen, so laß mich Theil nehmen an dem Kummer deiner Seele, ob ich vielleicht fähig bin ihn zu mildern!"

Der Vezier seufzete und sah seine Tochter betrübt an. „Meinen Kummer mildern?" sagte er „Armes Mädchen! dein Vater steht auf dem Punkte von seiner Höhe herabgestürzt zu werden! hat der undankbare Togaltimur mir nicht sein Vertrauen entzogen und einem gemeinen Sklaven, der vor kurzen noch auf meinen Befehl den Staub von meinen Füßen küssen mußte, zugewandt? O daß ich ihn so gering achtete!

daß ihn nicht der Hauch meines Mundes verzehrte, eh' 'er mir das Vertrauen des Fürsten stehlen konnte!"

„Ist es nicht mehr, als das?" erwiederte Hoschendan lächelnd.

„Und ist das nicht alles?" versetzte der Vezier zornig; „wie bald wird aller Glanz, der mich umgiebt verlöschen wie eine Lampe, der Oehl gebricht? Herabgestoßen in Niedrigkeit und Armuth, werd' ich der Spott meiner Feinde seyn!" —

„Saddyk ist Oberstallmeister?" fragte Hoschendan.

„Und wird nächstens Großvezier seyn!" fiel ihr Tangribirdi in's Wort.

„Das soll er nicht!" entgegnete Hoschendan, „wenn mein Herr und Vater alles gut heißen will, was ich nur irgend zu unternehmen für gut finden werde, ihn vor des Königs Augen zu Schanden zu machen."

„Ich

„Ich würde dich nicht für meine Tochter, für meinen Schutzengel würde ich dich halten!“ rief der Vezier mit lebhafter Freude, die sich aber auch in dem nehmlichen Augenblicke wieder in Betrübniß verwandelte, da sich ihm das Unternehmen seiner Tochter lebendig vor Augen stellte, und traurig seufzend setzte er hinzu: „O wie wolltest du das vermögen!“ —

„Dieß sey meine Sorge,“ versetzte Hoschendan zuversichtlich; „sobald du nur deiner Tochter unumschränkte Erlaubniß ertheilst, so verspreche ich dir, seine Wahrhaftigkeit soll keinen Augenblick länger vor dem Könige bestehen!“

„Ich überlasse dir alles, meine Tochter,“ rief Tangribirdi „und fordre alles, wenn dir dein Anschlag gelingt!“

Hoschendan begab sich sogleich in ihr Zimmer, rief ihre Sklavinnen, ließ sich in's Bad führen, legte sodann ihre prächtigsten Kleider an und both alle Kunst auf,

ihrer Schönheit den höchsten Grad der Vollkommenheit zu geben. Mit Anbruch der Nacht ließ sie sich von ihren Sklavinnen vor Saddyks Wohnung führen und schickte sie darauf wieder zurück. Sie klopfte an die Thüre und verlangte den Oberstallmeister zu sprechen, und ward ohne Umstände vorgelassen.

Saddyk erstaunte über den unbekannten Besuch, da er die Pracht der Kleidung und den Glanz der Diamanten wahrnahm, der ihm die Augen blendete. Hoschendan näherte ihm stillschweigend, setzte sich neben ihn auf's Polster und hub dann mit bebender Stimme an:

„Saddyk, ein unglückliches Mädchen setzt Pflicht, Ehre und Gewissen aus den Augen, um sich für den höchsten Preis Ruhe und Zufriedenheit des Lebens zu erkaufen, oder ihr Leben zu deinen Füßen auszuhauchen.“ —

Bei diesen Worten warf sie den Schlei, er zurück und war im Begrif vor ihm niederzusinken. Saddyk fieng sie auf und ward von ihrer blendenden Schönheit so bezaubert, daß ihm ganz schwindlich wurde und der Gebrauch der Sinne vergieng. Hoschendan triumphirte in ihrem Herzen, daß sie sich von der Gewalt ihrer Schönheit nicht zu viel versprochen hatte; sie sank an seinen Busen, seufzete, bemühete sich Thränen zu erpressen und erwies ihm jede Liebkosung, um das Feuer, das sie in sein Herz geworfen zur lodernden Flamme anzufachen.

„Wer bist du?" rief endlich Saddyk außer sich' „ein Engel des Paradieses oder ein Gebild der Zaubcrei?"

„Ein armes irrdisches Mädchen bin ich," erwiederte Hoschendan zärtlich, das aus Liebe zu dir, die Finsterniß der Nacht nicht scheute und sich zu dir stahl, um von

die

dir eine Gnade zu erflehen, von welcher meine Ruhe — mein Leben abhängt!"

„O meine Königin! Licht meines Lebens!" rief Saddyk entzückt, „gebiethe über mein Leben! meine Liebe zu dir vermag alles!"

„Ach!" seufzete Hoschendan," ich fürchte eine Fehlbitte zu thun und doch — „umarmt ihn und überströhmt ihn mit den feurigsten Küssen, „meine feurigste Liebe soll dich dafür belohnen, wenn du meine Bitte mir gewährst!"

„Warum steht mir nicht die ganze Welt zu Gebothe!" rief Saddyk und sog von ihren Zauberlippen das Gift der Liebe immer stärker ein.

Hoschendan blieb zurückhaltend, bis sie glaubte, daß seine Leidenschaft die höchste Anspannung erreicht hatte.

„Schlachte," sagte sie endlich unter den feurigsten Küssen, „das fetteste Pferd des Königs, laß uns von Herz und Leber

ein

ein leckeres Mahl halten, und fordre alles was heiße Liebe geben und nehmen kann.“

Saddyk erschrack. „Licht meines Lebens! Abglanz der Sonne,“ rief er, fordre mein Leben und willig will ich es dir aufopfern; nichts von allem, was ich besitze ist mir zu theuer mir deine Liebe zu erwerben, allein — —“

„Eine Kleinigkeit willst du mir versagen?“ erwiederte Hoschendan betroffen; „achtest du es für so gering, daß ich die Wachsamkeit meiner Eltern hintergieng? daß ich —“

„Fordre alles, du köstliche Perle!“ rief Saddyk und drückte sie an seinen Busen, „und ich bin bereit! nur laß ab, was nicht mein Eigenthum ist. Der mächtige Togaltis nur hat tausend Pferde, und es ist wahr, ein Pferd ist dagegen eine Kleinigkeit; allein ich habe bis jetzt mein Gewissen unbescholten erhalten — und bleibt eine Treulosigkeit nicht unter allen Umständen Treulosigkeit

losigkeit? Wär' es nicht die schreiendste Undankbarkeit, wenn ich die Gnade des Chans, daß er mich aus dem Staube erhob, auf diese Weise vergelten wollte? Laß ab von deinem Verlangen, du Abglanz der Sonne, ich will morgen meinen Sklaven Befehl geben, das feisteste Pferd im ganzen Reiche aufzutreiben, und kost' es mein ganzes Vermögen, nur laß mich nicht treulos an meinem größten Wohlthäter handeln. Was würdest du auch gewinnen? Heute deine Lüsternheit stillen und morgen vielleicht schon meinen blutenden Kopf zur Schau ausgestellt sehen, wie der gerechte Togaltimur Treulosigkeit und Ungerechtigkeit bestraft?" —

Hoschendan wand sich aus seinen Armen, verhüllte ihr Gesicht und weinte.

„Die Schaam überleb' ich nicht," rief sie dann in einem verzweifelnden Tone, „daß ich die Schwäche meines Herzens einem gefühllosen Manne entdeckte, der ihrer spottet!

spottet! Wie kannst du im Ernst befürchten wollen, daß Togaltimur sich um ein Pferd weiter bekümmern werde, von dem du sagst: es sey plötzlich erkrankt, weswegen du es sogleich abgeschlachtet, um eine Ansteckung unter den übrigen zu verhindern. Wie viel Menschen hat der Vezier aus dem Reiche der Lebendigen vertilgt, ohne daß ich von einem nur gehört hätte, Togaltimur habe ihn vermißt, habe Erkundigung von ihm eingezogen. Oder weiß ich es nicht, daß der Chan deiner Wahrhaftigkeit wegen, dir den Nahmen Saddyk beilegte? Gesetzt nun es sey wider alles Vermuthen, daß er ein Pferd eher vermißte als eine Menge Menschen, wird er deinen Worten nicht unbeschränkten Glauben beimessen, da er einmahl so sehr überzeugt ist, daß kein unwahres Wort aus deinem Munde geht?" —

Saddyk umarmte Hoschendan und sank mit seinem glühenden Gesichte auf ihren wallenden Busen.

„Hier darf nur der Liebling meines Herzens ruhen!“ sagte Hoschendan, indem sie ihn sanft entfernen wollte.

Allein Saddyk klammerte sich fest an; er erlag seiner Leidenschaft, gab den Liebkosungen der verführerischen Zauberin nach und führte sie in den königlichen Marstall.

Hoschendan setzte ihrer Dankbarkeit keine Grenzen, um ihn ganz zu bestricken.

„Nun wirst du mir auch die Wahl überlassen,“ sagte sie unter den zärtlichsten Liebkosungen, „und mir dadurch deine heiße Liebe unwidersprechlich beweisen!“ —

Ihre Wahl war nicht schwer; sie bemerkte des Königs Lieblingspferd von allen abgesondert stehen und bei ihrer bösen Absicht läßt es sich erwarten, daß dieses ihre Wahl traf.

„Diese

„Diese Prüfung ist zu hart!“ rief Saddyk; „wähle jedes andre, unvergleichliches Licht meines Lebens, und ich bin bereit deinem Verlangen sogleich Genüge zu leisten.“—

„Die Prüfung ist hart, ich gesteh' es ein, erwiederte Hoschendan; „allein kannst du es mir verargen, da es dir so schwer fiel, dich zu entschließen mir meine Bitte zu gewähren, daß ich nun um so mehr auf meiner Wahl beharre, um mich von deiner Liebe zu überzeugen? — Oder ist etwa das Opfer geringer, das ich dir aus freiwilligem Herzen bringe?“

Saddyk kämpfte und verschwendete alle seine Beredtsamkeit, Liebkosungen, Bitten und Flehen vergeblich, und doch war er auch zu schwach dem Eigensinne der boshaften Buhlerin zu widerstehen, die immer frisches Oel in das Feuer seiner Leidenschaft zu gießen wußte. In einer Art von Verrücktheit schnitt er dem Pferde die Kehle ab, öfnete es, nahm Herz und Leber her-

aus, kehrte unter den feurigsten Liebkosungen Hoschendans auf sein Zimmer zurück, ließ ihr das Leckermahl bereiten und vergaß in ihren Armen, von Lieb' und Wollust berauscht, sich selbst und sein Vergehen.

Erst mit Anbruch des Morgens kehrte Hoschendan zurück und triumphirend trat sie vor ihres Vaters Bette, und erzählte ihm die ganze Begebenheit.

„O des wahrhaftigen Mannes!" setzte sie spottend hinzu, „der nicht einmahl seine Leidenschaft im Zaum halten kann! Nun laß sehen, ob er auch nun dem Chan die Wahrheit sagen, und welchen Vortheil mein Vater von dieser Nachricht zu ziehen wissen wird?"

Der Vezier umarmte seine Tochter, hieng ihr eine prächtige goldne Kette um den Hals und versprach ihr alle mögliche Erkenntlichkeit für ihre entschloßne That, von welcher er sich die schlimmsten Folgen für seinen Feind versprach; und sobald es

Tag

Tag war, eilte er zum Chan, warf sich vor ihm nieder und sagte in einem entrüsteten Tone:

„Mächtiger Beherrscher eines unermeßlichen Reichs! wirst du dulden, daß man deine Milde mißbraucht und deine Gnade mit dem schwärzesten Undank belohnt? Aus dem Staube erhobst du den Oberstallmeister und schenktest ihm dein unbegränztes Vertrauen; und aus Dankbarkeit schlachtet er dein Lieblingspferd um eine lüsterne Buhlerin mit Herz und Leber zu bewirthen! Was kannst du von einem Manne erwarten, der seinen Begierden so wenig Schranken setzen kann, daß er sogar den Liebling seines Herrn aufzuopfern kein Bedenken trägt?“

Wohlweislich verschwieg es Tangribiedi, daß seine Tochter das Werkzeug seiner schadenfrohen Rache gewesen war, und gab vor, man habe das Weibsbild eingezogen, weil man sie wegen einer kostbaren goldnen

Kette um den Hals der Dieberei verdächtig gehalten, welches sie aber durch Erzählung des fast unglaublichen Vorgangs von sich abgelehnt habe.

Der Chan hörte seinem Vezier sehr aufmerksam zu und gab darauf Befehl den Oberstallmeister zu rufen.

Mitlerweile hatte sich Saddyk von dem Rausche der Leidenschaft erhohlt, und sein Vergehen stellte sich ihm jezt in der fürchterlichsten Gestalt vor Augen. Zu spät verwünschte er nun die verführerischen Reitze des Weibes, das ihn hingerissen hatte; zu spät seine Leidenschaft, die ihn zum treulosen Verbrecher an seinem Wohlthäter gemacht hatte. Voll Unruhe und Kummer war er unentschlossen, was er thun sollte; er sah Strafe und Tod vor Augen, welche Ausflucht sich ihm auch anboth, er mochte der Wahrheit treu bleiben oder durch Unwahrheit die That verbergen wollen.

Mitten in dem verzweiflungsvollen Kampfe langte der Bothe des Chans an. Er suchte sich zu ermannen; allein, die Unruhe über eine böse That verheimlichen, dazu gehört Fertigkeit im Bösen; er trat mit schwankenden Knien vor den Chan und erwartete seine Befehle.

„Ich werde auf die Jagd gehen," sagte Togaltimur gütig, „laß mir mein schwarzes Pferd satteln!"

Da fiel Saddyk auf sein Angesicht und rief: Herr, ich bin nicht werth aller Gnade, die du mir erwiesen hast!" — und hierauf erzählte er alles, was sich zugetragen, wie sehr er gekämpft habe und wie er endlich doch dem unwiderstehlichen Zauber der Schönheit habe unterliegen müssen.

„Und du wagst es vor mir zu erscheinen?" erwiederte Togaltimur, „und es mir selbst zu erzählen, daß du meine Gnade der Gunst eines frechen Weibes aufgeopfert hast?"

„Ich konnte deinen gerechten Zorn vorausſehen," erwiederte Saddyk, „und dennoch erlag ich dem Reitze unvergleichlicher Schönheit. Ich bekenne mein Verbrechen, ich bleibe der Wahrheit treu und verachte jede Ausflucht, die mich entſchuldigen könnte."

Togaltimur wandte ſich darauf an den Vezier und fragte ihn, was Saddyk für eine Strafe verdient habe? Der Vezier trug Bedenken ſeine Meinung zu ſagen, ſo ſehr er ſich im Herzen freute, ſeinen Feind auf dieſe Art gewiſſermaßen in ſeiner Gewalt zu haben; wie aber der Chan wiederhohlt befahl, ſo erwiederte er in tiefſter Demuth:

Der Ewige verleihe dir langes Leben und mache alle deine Feinde zu Schanden! Wer ſich an deinem Eigenthum vergreift, vergreift ſich an dir ſelbſt! Unſere Geſetze haben für alle Verbrechen angemeßne Strafe; aber die Strafe für ein Verbrechen der

belei-

beleidigten Majestät haben sie dem unumschränkten Herrscher selbst überlassen. Unsere Geschichte enthält indessen Beispiele. Der Oberjägermeister deines glorwürdigen Vorfahren schlug seinen Lieblingsfalken und ward an gemäßigtem Feuer zu Tode gebraten." —

„Spare deine Geschichtskunde bis auf eine andre Zeit," unterbrach ihn der Chan, „wenn ich mehr Lust dazu haben werde. Hier ist eigentlich die Rede von der menschlichsten Schwachheit wozu weibliche Schönheit verleitet. Saddyk, ich würde dir auch kein geringes Vergehen verzeihen, das aus einem bösen Herzen herrührte; allein Weiber-Schönheit macht durch seinen allmächtigen Zauber weise Männer zu Thoren und nur aus Thorheit warest du pflichtvergessen. Ich verzeihe dir deine Schwachheit und bewundre deine Wahrheitsliebe so sehr, daß ich jene vergessen und diese ehren will!"

Hiers

Hierauf ließ Togaltimur ein Ehrenkleid bringen und es dem erstaunten Saddyk, der nicht wußte, ob er wache oder träume, anlegen.

Tangribirdi eilte voll Verdruß über seine mißlungene Absicht nach Hause, mißhandelte Hoschendan, die voll Neugierde ihn erwartete, und grämte sich zu Tode. Und Togaltimur erhob Saddyk zu seinem Großvezier.

---

15. Das Vertrauen auf die Vorsehung.

Ein Derwisch, welchen sein Weg durch einen Wald führte, stellte darüber seine Betrachtungen an, wie wunderbar Gott die

Natur

Natur in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit ausgestattet habe.

Auf einmahl machte ihn ein Falke aufmerksam, der auf einem Neste sehr geschäftig war, und bei näherer Untersuchung bemerkte er, daß der Falke ein Stück Fleisch zerzupfte und einen jungen noch ganz nackenden Raben fütterte.

„Wunderbare Vorsehung!" rief der Derwisch voll Erstaunen," du verlässest auch diejenigen nicht, die ganz unvermögend sind, sich ihre Nahrung zu verschaffen! Du lässest allen Kreaturen, sie mögen in freundlicher Gemeinschaft oder in beständiger Feindseligkeit gegen einander leben, ihren Unterhalt finden und erhalten. Deine unerschöpfliche milde Freigebigkeit bereitet dem großen Adler auf dem Caucasus seinen Tisch — — Thor, der ich bin! von einer nie zu befriedigenden Ungenügsamkeit gequält habe ich bisher, bloß um meiner Nahrung wegen, Meere durchkreutzt

kreuzt und mich aus einem Winkel der Erde in den andern getrieben! — Muß ich erst durch dieses Beispiel belehrt werden, daß ich in jedem kleinen Winkel erhalten kann, was ich durch so viele Mühe und Anstrengung in der Ferne suchte.“

Der Derwisch wählte sogleich einen einsamen und abgelegenen Ort und beschloß hier ruhig sein Schicksal abzuwarten. Es vergiengen drei Tage und drei Nächte, und Niemand wollte erscheinen, der ihm etwas zu seiner Nahrung angebothen hätte.

Sein Vertrauen auf die Vorsehung fieng an zu wanken. „Sollt' ich geringer seyn als ein junger Rabe!“ sagte er seufzend.

„Thor!“ ließ sich eine Stimme hören, „wie verkehrt denkst du von der Vorsehung! Jede Wirkung hat ihre Ursache und ihre Folgen. Grenzenlos ist die Vorsehung, aber eben so grenzenlos die göttliche Weisheit; sie umstellte den Menschen mit unzähli-

lichen Mitteln seine Bedürfnisse zu befriedigen; bediene dich der Mittel auf eine weise Art und du wirst ihre Wirkung erfahren. Willst du von jenen Vögeln einem nachahmen, so ahme dem Falken nach: es ist beseeligender andre ernähren als sich ernähren lassen.

16. Der Magus Schachabeddin, oder Beweis der Möglichkeit der Wunder.

Ein junger Sultan in Egypten versammelte die Weisen und Gelehrten seines Landes in seinem Pallaste, um von ihnen Weisheit und Gelehrsamkeit zu lernen und seine Kenntnisse zu erweitern. Unter andern ward des großen Wunders erwähnt: daß

der

der Engel Gabriel den großen Propheten Mahomet aus seinem Bette gehohlt, und ihm das Paradies, die sieben Himmel und die Hölle gezeigt habe, daß Mahomet neunzig tausend Unterredungen mit Gott gehalten und dann von dem Engel wieder zurückgebracht worden sey; und daß alles in so kurzer Zeit geschehen sey, daß Mahomet bei seiner Wiederkunft sein Bette noch eben so warm als er es verlassen gefunden, und daß er einen Wassertopf, welchen er umstieß, als ihn der Engel abholte, noch aufgehoben habe, eh' alles Wasser ausgelaufen war.

Der Sultan bezweifelte dieß Wunder. „Jeder Himmel," sagte er, „soll nach einer Lehre von dem andern so weit entfernt seyn, daß ein Reisender fünf hundert Jahre zu reisen haben würde, und jeder Himmel soll eben so dick seyn, als weit er von dem andern entfernt ist: wie kann es nun möglich seyn, daß Mahomet in so kurzer

Zeit

Zeit durch alle diese Himmel gelangt seyn, wie möglich, daß er so viele Unterredungen mit Gott gehalten haben kann? Entweder eure Lehre von den sieben Himmeln ist ungegründet oder das ganze Wunder ist ein leeres Mährchen. Stoßt einen Topf mit Wasser um und seht zu wieviel ihr noch drinnen haben werdet, wenn ihr ihn auch in dem nehmlichen Augenblicke wieder aufhebt!"

Die Gelehrten geben zu, daß alles das freilich nicht natürlicher Weise hätte geschehen können; allein dann würde es auch kein Wunder seyn, und bei Gott sey nichts unmöglich.

Daran wollte sich aber der Sultan eben so wenig begnügen, als an allen andern Beweisen, die jeder für dieses und andere Wunder anführte, und die Versammlung trennte sich, ohne ihn mit allem Aufwande der Gelehrsamkeit eines andern überzeugen zu können.

Dieser Versammlung hatte der berühmte Magus Schachabeddin nicht beigewohnt; er erfuhr aber den Unglauben des Sultans und beschloß ihn von der Möglichkeit der Wunder, durch seine Kunst zu überzeugen. Er machte sich in der größten Tageshitze auf und begab sich nach Cairo, der Residenz des Sultans.

Als der Sultan Schachabeddins Ankunft erfuhr, gieng er ihm selbst entgegen und führte ihn in ein prächtiges Zimmer.

„Warum sandtest du nicht lieber einen deiner Sklaven, ehrwürdiger Schachabeddin," redete ihn der Sultan an, „als daß du zu dieser Tageszeit selbst kommst; ich würde deinem Verlangen auch dann mit Freuden Genüge geleistet haben. Einen Mann von so groser Weisheit, den alles Volk verehret, weiß auch ich zu schätzen."

„Mächtiger Beherrscher der Rechtgläubigen," antwortete Schachabeddin, „ich komme in einer Angelegenheit, die Niemand

mand ausführen kann als ich selbst. Du hast die Weisen und Gelehrten des Landes zu dir berufen und dein weiser Verstand hat ihnen viel zu schaffen gemacht. Du hast aber auch die Wunder des großen Propheten bezweifelt, weil Du sie nicht mit deiner Vernunft begreifen kannst. Weiser König, die menschliche Vernunft hat sehr enge Grenzen und sehr vieles ist unserm Glauben überlassen, was unser Verstand nicht einsehen kann. Deßwegen aber, weil wir zu kurzsichtig sind, irgend etwas zu begreifen, an dessen Möglichkeit zweifeln, oder es gar verwerfen, heißt die Eingeschränktheit der menschlichen Natur vergessen und ist Anmaßung gegen die weise Einrichtung des höchsten Wesens. Nicht jeden Menschen rüstet Gott mit gleichen Talenten und Fähigkeiten aus: die Seelen der Menschen sind eben so verschieden wie ihre Gesichter, und nur wenige begnadigte Gott mit vorzüglichen Gaben, die er zu

seinem Rüstzeug erwählte, gewisse Absichten zu erreichen. Weit entfernt, daß ich mich anmaßen wollte unserm großen Propheten an der Seite zu stehn, so hat mich doch auch der Ewige mit einigen Kenntnissen und Wissenschaften ausgerüstet, die nicht jedem Sohne des Staubes zu Theil werden, und wenn du es befiehlst, großer König, will ich dir Beweise davon geben, welche dich zugleich von der Möglichkeit der Wunder überzeugen werden, die du bezweifelst."

„Ich würde unbillig an mir selbst handeln," erwiederte der Sultan, „wenn ich dir deine gute Absicht vereiteln wollte. Das ganze Land preist deine tiefe Weisheit; ich bin bereit deine Beweise zu sehen."

Das Zimmer, in welchem sie sich befanden hatte Fenster gegen alle vier Himmelsgegenden. Schachabeddin trat an das eine Fenster nach dem rothen Gebirge hin,

sprach

sprach einige Worte vor sich und bath darauf den Sultan das Fenster zu öffnen und hinaus zu sehen. Der Sultan befolgte dieß und fuhr in dem nehmlichen Augenblicke erschrocken zurück, da er ein unzählbares Heer in vollem Anzuge erblickte.

„Wir sind verlohren!“ rief er außer sich, „welch' ein fürchterliches Heer! zahlreicher als die Sterne des Himmels!“

Schachabeddin machte das Fenster zu und öffnete es sogleich wieder.

„Sieh noch einmahl hinaus, Beherrscher der Rechtgläubigen,“ sagte Schachabeddin ruhig, „und erhohle dich von deinem Schrecken!“ der Sultan sah hinaus und das ganze Heer war verschwunden.

„Steht dieß in deiner Gewalt, ein so mächtiges Heer durch deiner Worte Kraft herbeizuschaffen,“ rief der Sultan, „so laß uns die ganze Welt uns unterwürfig machen!“

Ohne darauf zu antworten, trat Schachabeddin vor das Fenster nach der Stadt zu, und bath dann den Sultan es zu öffnen und hinaus zu sehen. Fast noch mehr erschrocken als vorher fuhr er zurück, da er ganz Cairo in voller Flamme erblickte.

„O weh! weh!“ rief er bestürzt, „rettet, rettet! schon leckt die Flamme an den Mauern des Pallastes!“

„Beruhige dich, gnädigster König,“ erwiederte der Magus sanft, indem er das Fenster zu und wieder aufmachte, „Cairo bleibt bei diesem fürchterlichen Brande unbeschädigt; ein Blick zum Fenster hinaus wird dich überzeugen.“

Schüchtern sah der Sultan zum Fenster hinaus und sah Cairo in seiner ganzen Herrlichkeit vor sich liegen.

Ohne ihm Zeit zu lassen sich über diese wunderbare Erfahrung zu äußern, führte ihn Schachabeddin an's Fenster nach dem Nil hin und bath ihn es zu öffnen. Der

Sultan

Sultan hatte sich überzeugt, daß sein Schrecken über das unzählbare Kriegsheer und über die schreckliche Feuersbrunst vergeblich gewesen war, demohngeachtet erschrack er jetzt eben so sehr, da er den Nil so angelaufen und aus seinen Ufern getreten sah, daß seine schrecklichen Wogen der ganzen Stadt den Untergang drohten.

„Wir sind verlohren!" rief er zitternd, „die Wasserfluth verschlingt uns." —

„Gnädigster Herr," unterbrach ihn Schachabeddin und machte das Fenster zu und wieder auf, „besorge von dem wohlthätigen Flusse eben so wenig, als von dem gewaltigen Heere und der schrecklichen Feuersbrunst; er fließt ruhig in seinen Ufern wie zuvor und ein Blick wird dich von der Wahrheit überzeugen!"

„Durch welche Macht vermagst du alles das?" rief der Sultan erstaunt, „und warum quälst du mich mit vergeblicher Angst?" —

Schachabeddin lächelte und führte ihn an's vierte Fenster, welches die Aussicht nach einer wüsten sandigen Gegend hatte, wo das forschende Auge auch nicht einen Grashalm bemerkte, und bath den Sultan es zu öffnen. —

O welch' ein Anblick! welche Ueberraschung! die Sandwüste war in lachende Gärten voll der schönsten Früchte verwandelt, rieselnde Bäche durchschlängelten die blumige Ebne; Narzissen, Hyacinthen, Rosengebüsche, Jasmin und tausend balsamische Kräuter erfüllten die Luft mit ihren Wohlgerüchen; die verbrannten Hügel waren mit Weinreben bedeckt, und die Luft ertönte von den Gesängen der gefiederten Bewohner dieses irdischen Paradieses.

Der Sultan war außer sich; das Vergnügen welches er über diese neue Schöpfung empfand übertraf weit das ängstliche Gefühl, welches ihm der vorherige Schrecken verursacht hatte; und welch' ein

schmerz-

schmerzhaftes Gefühl trat an die Stelle, als ihn Schachabeddin bei der Hand nahm, und indem er das Fenster zu und wieder aufmachte, zu ihm sagte:

„Gnädigster Herr, schaffen kann nur der Ewige!" und er die vorige Sandwüste wieder vor sich sah.

„Du treibst ein tückisches Spiel mit mir" — sagte der Sultan unwillig.

„Ich wollte dich bloß von der Möglichkeit der Wunder überführen," antwortete Schachabeddin; „zu mehrerm habe ich mich nicht anheischig gemacht. Vermag ich Sohn des Staubes so viel; was läßt sich von der Allmacht des Ewigen erwarten! doch weiser König, verlangst du noch einen größern Beweis, so laß ein großes Gefäß mit Wasser herbei bringen, laß dich aller Kleider entledigen, setze dich ins Wasser und tauche mit dem Kopfe unter und du wirst finden, was in dem Augenblicke,

in dem du herein und wieder heraus fährst möglich ist." —

Der Sultan verlangte nähere Aufklärung über das, was geschehen könne.

„Nur eigne Prüfung," erwiederte Schacheddin, „kann dich belehren. Besorge nichts, weiser König! Deine Hofleute sind zugegen und ich bin in deiner Gewalt."

Der Sultan gab Befehl, daß ein grosses Gefäß mit Wasser herbeigebracht wurde; seine Neugierde war zu groß, als daß er nicht die leichte Probe machen sollte. Er ließ sich auskleiden, setzte sich in das Wasser und tauchte mit dem Kopfe unter. —

Und in dem Augenblicke sah er sich in ein einsames Thal am Ufer eines unbekannten Meeres versetzt. Seine Bestürzung war unbeschreiblich, und in der Wuth stieß er tausend Verwünschungen und Drohungen aus die grausamste Rache an dem tückischen Magus zu nehmen, wenn er ja

wieder

wieder auf seinen Thron gelangen sollte. Lange war er zweifelhaft, was er unternehmen sollte. Endlich bemerkte er im Walde auf dem nahen Berge einige Menschen, die Holz fällten, und entschloß sich bei ihnen einige Unterstützung zu suchen. Schüchtern nahte er sich ihnen. Sie fragten ihn wer er sey und wie er in einen so elenden Zustand gerathen sey? Der Sultan besorgte, wenn er ihnen seinen Stand der Wahrheit gemäß angäbe, würden sie ihn für einen Betrüger oder für einen Narren halten, und antwortete demnach: er sey ein Kaufmann, dessen Schiff mit seinem ganzen Vermögen gescheitert sey, und mit genauer Noth habe er sein Leben auf einem elenden Brete gerettet.

Die armen Leute bemitleideten ihn herzlich und bedauerten es, daß sie selbst so arm wären, daß sie kaum ihr Leben fristen und ihn also nicht, wie er es bedürftig sey, unterstützen könnten. Jedoch nahmen sie

ihn

ihn in ihre Hütten und brachten so viel Kleidungsstücke zusammen, daß er ohne die Ehrbarkeit zu beleidigen, sich nach der Stadt begeben könnte, die gleich hinter dem Berge lag, um dort Gelegenheit zu suchen sich den nothdürftigsten Unterhalt zu erwerben.

Der Sultan erreichte in der traurigsten Gemüthsstimmung die Stadt und durchstrich eine Straße nach der andern, ohne daß ihm das geringste auffiel, so neugierig und wißbegierig er sonst eigentlich war; seine traurige Lage hatte ihn stumpfsinnig gemacht, daß nichts auf ihn Eindruck machte, unerachtet ihm alles neu und fremd war. Endlich nöthigte ihn die Müdigkeit sich nach einem Ruheplatze umzusehen. Er lehnte sich an den Laden eines Schneiders und sogleich erschien der Schneider, ein alter ehrwürdiger Mann und bath ihn herein zu kommen und auszuruhen und einige Erfrischung von ihm anzunehmen.

Diese

Diese Gastfreundschaft war dem Herzen des Sultans eine große Erleichterung, und so gering die Kost war, die ihm sein Wirth vorsetzte, so werth war sie ihm und so sehr erquickte sie ihn. Der alte Schneider fragte ihn darauf, wer er sey? und woher er komme, und der Sultan antwortete das nehmliche, was er den Holzhackern gesagt hatte.

„Sey gutes Muths, junger Mann," erwiederte der alte Schneider; „du bist zu beklagen, indessen den Muth mußt du darum nicht verliehren, weil dein Vermögen im Schiffbruch zu Grunde gieng. Genug, daß du dein Leben erhalten hast, das ist ja das größte Gut des Menschen. Du bist ein junger kraftvoller Mann und vielleicht zu deinem größern Glück bist du eben in unsre Stadt gekommen. Der Fremdling genießt hier ganz besondre Vorzüge, und wenn du hier zu bleiben gedenkst, so will ich dir gern Bescheid sagen, wie du sogleich

in

in eine bessere, und wenn dir das Glück wohl will, in eine sehr vortheilhafte Lage kommen kannst."

Der Sultan bedachte sich nicht lange, und war willig alles zu thun, was er ihm sagen würde.

„So geh denn eilends hin," fuhr der Schneider fort, „dort am Obelisk ist das öffentliche Bad für das weibliche Geschlecht; setze dich auf die Stufen und frage jedes Frauenzimmer das heraus kommt: ob es verheurathet sey: Das Landesgesetz bestimmt dir dasjenige zu deiner Frau, das deine Frage mit Nein beantwortet; jedoch verlangt auch das Gesetz, daß du keins von den Ausgehenden unangefragt vorüber gehen läßt!"

Der Sultan sah seinen gastfreien Wirth bedenklich an; indessen da ihm dieser seine Aussage mit allem Ernst wiederhohlte und ihm zuredete nicht zu verweilen, wenn er von der Landessitte Gebrauch machen wolle,

weil

weil nun die Badezeit zu Ende sey, so entschloß er sich dem guten Rathe zu folgen, ob er sich vielleicht dadurch aus seiner traurigen Lage herausreißen könnte.

Kaum einige Augenblicke hatte der Sultan auf den Stufen gesessen, als ein überaus schönes Frauenzimmer heraus kam; ihre blendenden Reitze setzten ihn so in Verwirrung, daß er vor außerordentlicher Beklommenheit des Herzens, die Frage: ob sie verheurathet sey? erst an sie thun konnte, als sie schon einige Schritte vorüber war.

„Ich bin verheurathet!" antwortete sie, indem sie sich nach ihm umsah und durch ihr himmlisches Lächeln seine Herzensbeklemmung noch ungleich mehr vermehrte.

„Im Besitz einer so vortreflichen Schönheit," seufzete der Sultan, „würd ich meinen Verlust nur halb gefühlt, vielleicht gar vergessen haben!"

Indem kam ein andres Frauenzimmer. Kalter Schauder überlief ihn bei ihrer Häßlichkeit. „Das Gesetz will," dachte der Sultan, „daß jedes herausgehende Frauenzimmer angeredet werden muß: o weh! wenn sie meine Frage mit Nein beantwortete!" — Mit einer Angst, die ihm kalten Schweiß auf die Stirne trieb, stotterte er endlich die Frage her, und fühlte sich wie neugebohren, da sie mit Ja darauf antwortete.

„Ich mißgönne dich deinem Manne nicht," sagte der Sultan zu sich selbst, „wahrlich! ich glaube, wenn sie nein geantwortet hätte, ich würde mich eher entschlossen haben für Hunger zu sterben, als ein so häßliches Gebild zu meiner Frau anzunehmen."

Kaum fühlte sich der Sultan von seiner Angst befreit, so erschien das dritte Frauenzimmer, welches das vorige noch an Häßlichkeit übertraf. Der Sultan stand auf

und

und war fest entschlossen sogleich die Flucht zu ergreifen, wenn seine Frage mit Nein beantwortet würde. Aber auch hier erhielt er ein freundliches und gefälliges Ja zu seiner unaussprechlichen Freude zur Antwort.

„Wenn diese ihre Männer nicht durch Zufall erhalten hätten," dachte der Sultan, „wie wär' es möglich, daß sie außerdem verheurathet worden wären. Das weibliche Geschlecht mag immer darauf sehen, daß dieses Gesetz nie außer Kraft kommt, da es seinen häßlichen Mitgliedern so überaus günstig ist." —

Ein überaus schönes junges Mädchen, das jetzt erschien, störte ihn in seiner Betrachtung. Er vergaß bei ihrem Anblick sein ganzes Elend und wäre fast vor ihr niedergesunken.

„Abglanz der Sonne," rief er in voller Begeisterung, „o verzeih die Frage: ob du verheurathet bist?"

Das Frauenzimmer antwortete Nein, warf ihm einen stolzen demüthigenden Blick zu und entfernte sich schnell.

Der Sultan begleitete sie mit den Augen so weit er konnte. „Will sie gegen das Gesetz handeln?" „rief er laut —" oder treibt der Schneider sein Spiel mit mir? Kaum eines verächtlichen Blicks, der mich ganz mein Elend fühlen ließ, würdigte sie mich! Ihre Kleidung bewies keinen geringen Stand; und wahrlich ich würde unbillig seyn, wenn ich es ihr verübeln wollte, daß sie vor meiner armseligen schmutzigen Kleidung eine Abneigung fühlte."

Er war im Begrif zu seinem gastfreien Schneider zurückzukehren, als ihn ein Sklave anredete und bath, daß er ihn zu seiner Herrschaft begleiten dürfe. Der Sultan fragte, wer seine Herrschaft sey und was man von ihm wolle? Der Sklav entschuldigte sich mit seiner Unwissenheit und

wies

wiederhohlte, daß man ihn mit Verlangen erwarte.

Der Sklav führte ihn in ein großes Haus, öfnete ein prächtiges Zimmer und bath, daß er hier verziehen möchte. Der Sultan war voll neugieriger Erwartung, die sich von Zeit zu Zeit vermehrte, da man ihn gegen zwei Stunden allein ließ. Endlich öffnete sich die Seitenthüre, und der Sultan erblickte das nehmliche Frauenzimmer, welches ihn so schnöde und verächtlich behandelt hatte, prächtig angekleidet, von vier eben so schönen Sklavinnen begleitet. Sie näherte sich ihm mit einem holdseligen Lächeln und bath um Verzeihung, daß sie ihn habe so lange warten lassen; sie habe sich nach Landessitte, fügete sie hinzu, nicht unangekleidet vor ihrem Gatten und Herrn sehen lassen dürfen, und von nun an übergebe sie ihm ihr ganzes Vermögen, er sey Herr und Gebiether und sie erwarte seine Befehle. —

Der Sultan wußte nicht, ob er träume oder wache und stand unentschlossen wie eingewurzelt da, bis ihn die Liebkosungen seiner neuen Gemahlin von seinem wachenden Zustande überzeugten.

„Wenn ich wirklich hier etwas zu sagen habe," hob er dann bedächtig an, „so verlange ich, daß man einen Kaufmann und Schneider rufe, um mich anständig zu kleiden; denn wahrlich ich schäme mich vor mir selbst und hätte dir mit willigem Herzen verziehen, wenn du an meiner armseligen Kleidung Anstoß nahmst, nur dein stolzer Blick kränkte mich: war ich nicht schon elend genung, daß du mich durch Verachtung noch tiefer beugen mußtest?"

„Ich habe nichts mehr gethan," erwiederte sie schmeichelnd, „als was mir Landessitte vorschrieb. Erscheint mein Geschlecht auf öffentlicher Straße, so muß es sich stolz, kalt und spröde betragen und jeden männlichen Blick mit Verachtung erwiedern;

dern; hoffentlich aber wirst du dich hier nicht über mich beklagen!//

„Bei'm großen Propheten, nein!// rief der Sultan, „wenn ich nur erst anständige Kleider und mich von meinem schnellen Glückswechsel etwas erhohlt haben werde.// —

„Es ist für alles gesorgt,// erwiederte die Dame, „erhohle dich jetzt mit Speis und Trank, unterdessen wird ein israelitischer Kaufmann kommen, der dich mit allem versehen wird, wie du es verlangst.//

So entzückt der Sultan über seine schöne Gattin war, so sehr willkommen war ihm auch ihre Einladung, da ihn sein Magen ziemlich empfindlich erinnerte, daß sein Bedürfniß nicht durch Küsse und Liebkosungen befriedigt würde. Er folgte also ohne Anstand in's Nebenzimmer wo er einen wohlbesetzten Tisch erblickte, dessen nahrhafter und leckerer Geruch seine Eßlust um einen ziemlichen Grad vermehrte.

Er ließ es sich treflich schmecken und versicherte einmahl um's andre, daß er nie so wohlschmeckende Speisen und Getränke genossen habe. Während der Mahlzeit spielten die Sklavinnen auf verschiednen Instrumenten und sangen liebliche Lieder, und am Ende nahm seine Gattin eine Laute und sang so entzückend schön, daß der Sultan seinen Thron und den Magus Schachabeddin vergaß.

Immittelst war auch der israelitische Kaufmann mit köstlichen Kleidungsstücken angelangt. Der Sultan wußte zu gut zu unterscheiden was schön war; er wählte also auch die treflichsten Sachen, kleidete sich unverzüglich an, und genoß in der Freude seiner schönen Gattin, die sie über seine veränderte Gestalt äußerte, ein unaussprechliches Vergnügen.

Genung der Sultan vergaß sein voriges Verhältniß nach und nach ganz und lebte in seinem jetzigen sehr zufrieden; aber

leider

leider vergaß er auch, daß die Quelle des Vermögens seiner Frau, so ansehnlich es auch war, erschöpft werden mußte; er lebte herrlich und in Freuden und unbesorgt wie in seinem ehemahligen Verhältnisse ohne daran zu denken, wie der tägliche Aufgang nur einiger maßen ersetzt werden könnte.

Die Folgen dieser Sorglosigkeit stellten sich nach sieben Jahren in ihrer fürchterlichsten Gestalt ein. Er hatte in der Zeit sieben Söhne und sieben Töchter gezeugt und erblickte sich auf einmahl in der äußersten Armuth. Seine Sklaven waren verkauft, sein glänzendes Hausgeräth ebenfalls und seines Hauses bemächtigten sich endlich seine Gläubiger. Zu spät sah er ein, wie leicht er bei besserer Eintheilung und Betriebsamkeit seinen Wohlstand hätte erhalten können. Seine Kinder jammerten vor Hunger und seine schöne Gattin quälte ihn mit den bittersten Vorwürfen, daß er durch

Müßiggang und Verschwendung sie und ihre Kinder unglücklich gemacht und sie der Schande der Armuth Preis gegeben habe. Seine Lage war ungleich schrecklicher als ehedem, und in der Verzweiflung suchte er den alten Schneider, an den er bisher nicht gedacht hatte, wieder auf, klagte ihm sein Elend und bath ihn um einen guten Rath.

„Der alte ehrliche Mann zuckte bedenklich die Achseln; „lieber Mann,“ sagte er, „konntest du in deinem Wohlstande den Weg zu mir nicht finden? — ich würde dir es unverhohlen gesagt haben, daß du von deinem Glück sehr schlechten Gebrauch machtest; aber das ist nun zu spät. Die Arbeit meiner Hände nährt mich und meine kleine Familie bei gehöriger Eintheilung hinlänglich; verstehst du irgend eine Handthierung, so will ich mit Hülfe einiger Freunde dir einigen Verdienst zu verschaf-

fen

fen suchen, daß deine Kinder wenigstens nicht vor Hunger sterben müssen."

Seufzend verneinte der Sultan diese Frage; denn wie hätte er in seiner Jugend, im Ueberfluß und zum Thron erzogen, eine Handthierung erlernen sollen? —

„Nun so kann ich dir keinen andern Rath geben," erwiederte der Schneider mitleidig und reichte ihm eine kleine Münze, „als: nimm dieß und kaufe dafür zwei Trageseile und suche dich als Träger zu ernähren!"

Der Sultan gieng äußerst niedergeschlagen fort; er hatte Trost und Aufrichtung gesucht, und der Trost den er erhalten hatte beugte ihn noch mehr nieder. Indessen entschloß er sich dennoch den Rath zu befolgen, den ihm der Schneider gegeben hatte; um nur etwas zu verdienen und seinen armen Kindern nach Hause zu bringen; er kaufte sich zwei Tragseile und stellte sich unter die Träger; allein jeder, der

einen Träger brauchte nahm einen bekann-
ten und als er am Abend nach Hause gieng,
hatte er nicht mehr als ein Sechshellerstück
verdient. Mit thränenden Augen gab er
seinen sauer erworbnen Lohn seiner Gattin,
und erhielt Vorwürfe, Scheltworte und
Verwünschungen dagegen, die ihm das
Herz zerschnitten.

Am folgenden Morgen mit Anbruche
des Tages verließ der Sultan seine arm-
selige Wohnung ehe noch seine Gattin auf-
gewacht war, um neuen Vorwürfen zu
entgehen. Die Verzweiflung setzte ihm
sehr stark zu, da er überlegte, welche Müh-
seligkeit ihm bevorstehe, ohne nur die ge-
ringste Aussicht zu einer Veränderung sei-
ner so äußerst elenden Lage zu haben, und
anstatt auf den Markt zu gehen, gieng er
an's Gestade des Meeres wohin ihn der
tückische Magus versetzt hatte. Er wollte
sein Gebeth verrichten, und da er sich nach
dem Gesetz des Propheten vor demselben
waschen

waschen mußte, so tauchte er den Kopf unter, und — man urtheile von seinem Erstaunen, als er sich, wie er den Kopf wieder herauszog, in dem Wassergefäß, in seinem Zimmer, mitten unter seinen Hofleuten befand!

„Du wagst es,“ rief der Sultan entrüstet und sprang aus dem Wasser, „mich so nahmenlosem Elende auszusetzen? mich sieben Jahre meines Thrones zu berauben.“ —

„Du irrst, mächtiger Beherrscher der Gläubigen,“ unterbrach ihn der Magus, „du ziehst in dem nehmlichen Augenblicke deinen Kopf wieder aus dem Wasser, als du ihn untergetaucht hast!“

„Mit deinem Leben,“ schrie der Sultan wüthend, „sollst du deine Tücke bezahlen!“

„Deine Hofleute,“ versetzte der Magus ruhig, „mögen über die Zeit entschei-

den,

den, wie lange du mit deinem Kopfe unter'm Wasser gewesen bist."

"Die Hofleute bekräftigten es einstimmig, daß der Sultan seinen Kopf in dem nehmlichen Augenblicke wieder herausgezogen habe; allein dieser ward darüber nur noch mehr entrüstet; er ergrif sein Schwert und war im Begrif den Magus zu tödten allein — er hieb in die Luft! der Magus war verschwunden.

Kurz darauf erhielt der Sultan einen Brief von Damaskus; er war von Schachabeddin und folgendes Innhalts.

"Verehre den Ewigen, o König, und bedenke, daß du und ich durch seinen Willen aus dem Staube hervorgegangen sind. Du zweifelteſt, daß sein großer Prophet, als er vom Engel abgeholt wurde sein Bette noch eben so warm wieder gefunden und seinen umgestoßenen Wassertopf noch aufgehoben habe, eh' er ausgelaufen war; wirst du noch zweifeln, da du in einem Augenblick

genblick durch höhere Macht sieben Jahre durchlebt hast? Dem Ewigen, der durch das einzige Wort: werde! Himmel und Erde erschaffen hat, ist nichts unmöglich."

---

17. Ohne Anstrengung wird man nie zum Ziel gelangen.

Ganem und Salem, zwei Freunde entschlossen sich zu reisen, ein besseres Glück aufzusuchen, als ihnen bisher zu Theil worden war. Sie verbanden sich, einander nie zu verlassen und jedes Schicksal mit einander zu theilen.

Sie gelangten an einen kleinen See am Fuße eines hohen Berges und fanden die Gegend zu schön, um nicht auszuruhen. Als sie sich erholt hatten, untersuchten sie die Schönheiten der Gegend näher, und entdeckten

deckten von ungefähr einen weißen Marmor mit himmelblauer Inschrift ganz bewundernswürdig schön gemacht. Noch mehr aber setzte sie der Inhalt in Verwunderung.

„Reisende, wir haben ein glänzendes Fest zu Eurer Aufnahme bereitet. Schwimmt herzhaft über den See an's jenseitige Ufer; dort werdet Ihr einen weißen steinernen Löwen finden, nehmt diesen auf Eure Schulter und tragt ihn ohne abzusetzen, ohne die wilden Thiere zu fürchten, die Euch anfallen könnten, und ohne den steinigen und dornigen Weg zu scheuen, den Berg hinan, und auf immer werdet Ihr glücklich seyn, erreicht Ihr den Gipfel. Wer nicht läuft, gelangt nie an's Ziel, und wer sich nicht anstrengt wird nie seine Absicht erreichen."

„So hätten wir ja gleich Gelegenheit," rief endlich Ganem, „unsere Reise zu beendigen und unsern Mühseligkeiten ein Ziel zu setzen! Laß uns das Abentheuer bestehen

stehen und untersuchen, ob dieser Talisman wahr redet oder lügt."

„Freund," erwiederte Salem, „es dürfte wohl nicht der Klugheit gemäß seyn, einer einfachen Inschrift, die ein sehr ungewisses Glück verspricht, geradezu zu trauen, und auf so unsichere Veranlassung sich einer offenbaren Gefahr auszusetzen."

„Wer nur einigermaßen Muth hat," antwortete Ganem, „verachtet die Gefahr, um sich glücklich zu machen: wer pflückt Rosen ohne sich an einen Dorn zu stechen."

„Richtig!" versetzte Salem, „allein man muß nichts unternehmen, wo man nicht die Wahrscheinlichkeit für sich hat, daß man es ausführen könne. Der See scheint mir ein Abgrund; ich kann mich hineinstürzen, aber wer steht mir für die Möglichkeit, daß ich glücklich wieder heraus komme. Ein vernünftiger Mensch setzt den einen Fuß nicht fort, wenn der andere nicht sicher steht. Die Inschrift ist

viels

vielleicht ein Schwank die Einfalt zu thören. Das soll es aber auch nicht seyn: es kann dir vielleicht gelingen über den kleinen See hinüber zu kommen und nun ist dir der steinerne Löwe zu schwer, daß es keine Möglichkeit ist ihn ohne abzusetzen den Berg hinauf zu tragen. Und gesetzt auch, es gelänge dir alles; du sollst deiner seits alles vollführt haben, weißt du anzugeben weßwegen du dich so vielen Beschwerlichkeiten ausgesetzt hast? — Ich werde mich einer Gefahr von der Art nie aussetzen, und halte mich verpflichtet dich nicht bloß zu warnen, sondern auch zu bitten, von einem gefahrvollen Unternehmen abzustehen, dessen Ausgang so ungewiß ist.

Diese Gründe waren ziemlich stark; allein Ganem beharrte bei seinem Vorsatze. „Freund," erwiederte er, „es ist viel, was du gegen mein Unternehmen gesagt hast, allein nicht hinreichend mich von meinem Entschlusse abzulenken. Willst du

mich

mich wirklich nicht begleiten, so erweise mir wenigstens den Gefallen und sey Zeuge, wie es mit mir ablaufen wird."

„Unmöglich," rief Salem, „kann ich deinen Untergang mit ansehen! willst du meinen Gründen nicht Gehör geben, so erlaube mir, daß ich meinen Weg allein fortsetze und deinen Verlust beklage."

Garem sah seinen Freund sich entfernen und wankte auch jetzt in seinem Vorsatze nicht; er war entschlossen alles zu wagen, näherte sich dem See und stürzte sich hinein fest entschlossen umzukommen oder irgend einen Lohn von Bedeutung davon zu tragen. Er bemerkte bald, daß er sich in einem Abgrunde befand; indessen auch dieß machte seinen Muth nicht wankend, feuerte ihn vielmehr an; er nahm alle seine Kräfte und Besonnenheit zusammen, und schwamm aller Gefahr und Beschwerlichkeit ungeachtet glücklich an's jenseitige Ufer. Das Gelingen des ersten Unternehmens

stärkt den Muth zum folgenden. Er nahm sich kaum Zeit auszuruhen; er suchte und fand den steinernen Löwen, legte ihn auf die Schulter, und trug ihn auf den Berg ohne auszuruhen. Zu seiner nicht geringen Verwunderung erblickte er jenseit eine prächtige Stadt mit großen Gärten umgeben in einer überaus schönen Gegend; und kaum hatte er sie erblickt, so erhob der steinerne Löwe ein so fürchterliches Gebrüll, daß der Berg und die ganze Gegend erbebte.

Auf einmahl bemerkte er eine unzählbare Menge Menschen aus der Stadt strömen, und zu seinem äußersten Erstaunen kamen sie gerade auf ihn zu. Einige der Vornehmsten redeten ihn feierlich an, als sie ihm näher kamen, und wünschten ihm in tiefster Ehrfurcht Glück und Seegen. Man setzte ihn darauf auf ein prächtig geschmücktes Pferd, führte ihn unter lautem Freudengeschrei in die Stadt, badete ihn

in

in Rosenwasser, hieng ihm einen prächtigen Mantel um, rief ihn zum Könige aus und schwur ihm den Eid der Treue.

Ganem kam während dem allen für Erstaunen nicht zu sich selbst. Endlich fragte er, wie er wohl zu einer so großen Ehre gelangen könne und erhielt zur Antwort: die Weisen des Landes hätten am See, über welchen er geschwommen sey, einen Talisman verfertigt, wenn der König mit Tode abgegangen sey; wenn dann ein entschloßner Mann das Wagstück übernähme, welches er so glücklich ausgeführt habe, so erhöbe der Löwe ein Gebrüll, und alles Volk eile aus der Stadt seinen neuen König einzuhohlen und ihm zu huldigen.

So fand Ganem seinen Muth mit welchem er der Gefahr und den Beschwerlichkeiten trotzte über seine Erwartung belohnt.

18. Unterniimm nichts, ohne vorher den Ausgang reiflich zu erwägen.

Ein Tatar-Chan ritt einst mit seinen Großen auf die Jagd. Unterwegens begegnete ihm ein Derwisch, welcher einmahl nach dem andern laut ausrief: „wer mir hundert Denares giebt, dem will ich einen guten Rath geben!"

Der Chan war neugierig und fragte den Derwisch worinn sein guter Rath bestehe?

„Du sollst ihn hören, Herr," antwortete der Derwisch, „wenn du Befehl ertheilst, daß mir die hundert Denares ausgezahlt werden."

Der Chan ließ ihm die Summe reichen, und der Derwisch sagte mit warnender Stimme:

„Unternimm nichts, ohne vorher den Ausgang reiflich zu erwägen!“ und gieng seine Straße.

Das Gefolge des Chan lachte und spottete über den Rath des Derwisches, welchen er sich so theuer bezahlen ließ. Indessen der Chan äußerte sich ganz entgegen gesetzt darüber.

„Der gute Rath,“ sagte er, „welchen mir der Derwisch ertheilt hat, ist freilich eine sehr allgemeine Klugheitsregel; allein eben weil sie so allgemein ist, wird sie am wenigsten befolgt, und dieß war es vielleicht, weßwegen sie der Derwisch mir so hoch anschlug. Für künftig soll sie mir nie wieder aus dem Gedächtnisse kommen, und um dieß gleichsam unmöglich zu machen, soll sie über alle Thüren meines Pallasts, an alle Wände meiner Gemächer und auf

meine sämmtlichen Geräthschaften in deutlicher Schrift gesetzt werden."

Nach einiger Zeit faßte ein ehrgeitziger Bey den Vorsatz den Chan aus dem Wege zu schaffen und sich des Throns zu bemächtigen. Er erkaufte den Leibarzt für eine nahmhafte Summe dem Chan, sobald sich die Gelegenheit dazu zeigen würde, mit einer vergifteten Lanzette zur Ader zu lassen.

Diese Gelegenheit ereignete sich in kurzem. Wie aber dem Arzte in dem silbernen Becken, welches zur Auffangung des Blutes vorgehalten wurde, die Worte: „unternimm nichts, ohne vorher den Ausgang reiflich zu erwägen," in die Augen fielen, stutzte er; und mit sichtbarer Aengstlichkeit, legte er die vergiftete Lanzette zurück und nahm eine andere.

Der Chan bemerkte dieß und fragte: warum er die Lanzette verwechsle? und auf die Antwort: daß sie eine stumpfe Spitze habe, verlangte er sie zu sehen, weil

ihm

ihm die Aengstlichkeit des Arztes nicht entgieng.

Als der Arzt zögerte, sprang der Chan auf und rief: „nur ein offnes Geständniß kann dir das Leben retten! deine sichtbare Aengstlichkeit verräth ein Geheimniß, wozu du in der Bosheit noch nicht reif genug bist!"

Der Arzt stürzte dem Chan zu Füßen und entdeckte ihm den Anschlag auf sein Leben, welchen auszuführen ihm die warnende Inschrift im Becken den Muth benommen habe.

„Habe ich wohl," sagte darauf der Chan, „dem Derwisch seinen Rath zu theuer bezahlt?" —

Er schenkte dem Arzte das Leben, befahl den Bey zu erdrosseln und ließ den Derwisch überall aufsuchen.

„Ein Rath," setzte er hinzu, „welcher Königen das Leben rettet, kann nicht ehrenvoll genung belohnt werden."

19. Der junge Sultan.

Ein junger Sultan ward durch seine Macht und Größe so sehr geblendet und von Günstlingen und Schmeichlern irre geleitet, daß er von seinen Unterthanen göttliche Verehrung verlangte. Ihr Wohl und Weh lag ihm so wenig am Herzen, daß er die wichtigsten Angelegenheiten durch seinen Papagai entscheiden ließ. Von einem Wort dieses unvernünftigen Thieres auf gut Glück ausgesprochen, hieng Leben und Tod ab. An allen diesen Grausamkeiten war indessen Bosheit des Herzens weniger Schuld, als verkehrte Erziehung und die Bosheit der Schmeichler, welche ihren Vortheil dabey fanden. Er besaß einen natürlichen gesunden Verstand und faßte sehr leicht; allein man wandte alles

an,

an, ihm jede Gelegenheit zu benehmen, jenen anzuwenden.

Eine grausame Regierung empört die Herzen der Unterthanen jedesmahl; oft glimmt das Feuer lange unter der Asche, bisweilen aber bricht es schnell aus. Eh' es sich der junge Sultan versah, waren alle Straßen seiner Residenz mit Bewaffneten angefüllt; die empörten Haufen nahten sich bereits seinem Pallaste im Begriff denselben in Brand zu stecken.

Da stellte sich ihnen ein Mann entgegen, der durch seine Klugheit und Weisheit in allgemeiner Achtung stand: bath sie ruhig zu seyn und versprach ihnen bei seinem Kopfe eine glänzende Genugthuung vom Sultan, wenn sie ihm Zeit lassen würden seine begangnen Fehler, die er meistens aus Unwissenheit begangen, zu verbessern.

„Bleibt unterdessen versammelt," setzte er hinzu, „ich will zum Sultan; erwartet, was ich für eine Antwort zurückbringe."

Der Weise eilte zum Sultan.

„Herr," redete er ihn an, „verdient meine Kühnheit den Tod, so höre mich wenigstens vorher an. Du siehst, was vorgeht; ich will zu deinem Besten reden; strafe mich dann wie du willst. — O dein Stolz ist die Ursache unsers Unglücks und des deinigen, welches dir bereits auf die Ferse tritt. Du bist verblendet, und verleitet; du mißbrauchst unsre Abhängigkeit; erhebst dich über den Menschen um ihn zu erniedrigen; verlangst, daß wir dich anbethen sollen, die wir mit dir eines Wesens sind, und stellst unser Schicksal in den Laut eines unvernünftigen Thieres. Aber Niemand machte dich noch darauf aufmerksam, daß du dich durch deinen Stolz selbst erniedrigest, daß in deinem Volke allein deine wahre Größe liegt, daß du bloß durch dein Volk König bist! Fiel es dir nie ein, was du ohne dein Volk wärest? — seyn könntest?"

„Frei-

„Freiheit und Wetteifer machen den Menschen zu den größten Dingen fähig und unternehmend: Sklaverei erzeugt Muthlosigkeit, erstickt jede edle Empfindung und Feigheit, Verrätherei und Schandthaten aller Art sind die natürlichsten Folgen. Zeichnen sich von ungefehr einige große Männer aus, so sind es versetzte Bäume, deren Gattung bald ausartet und sich ganz verliert. Man unterdrückt die Entwickelung der Talente; kleine niederträchtige Seelen von Eigendünkel aufgeblasen und von Eifersucht gefoltert, die sich die Gunst zu erschleichen wissen, ersticken sie im Keimen."

„Willst du dich über den gemeinen Haufen der Könige erheben, so trachte nach wahren Ruhm: mache dir aus deinen Unterthanen Freunde statt Sklaven. Wage es für dich gut zu sagen, und ich wage es mich für dein Volk als Bürgen zu stellen. Ein Volk, das sich von seinem Fürsten geliebt

liebt siehst, ist ihm unverbrüchlich ergeben. Ist er weise, so wird es sich auch bestreben weise zu werden; es wird alles in ihm finden, was er wirklich ist. Nähere dich ihm; zeige dich ihnen als Mensch, und du wirst Menschen finden. Nichts ist dem Menschen peinigender, empörender, nichts reitzt seinen letzten Ueberrest von Kraft mehr, als Verachtung. Du siehst dein Volk versammelt; höre seine Absicht in einer Fabel:"

„Ein Kahn blickte mit Verachtung auf den Fluß, der ihn trug. Der Geist des Flusses ward zornig über den unüberlegten Stolz; er stieg aus der Tiefe empor, bewegte die Wellen und der Kahn gerieth in Gefahr."

„Ich kenne deine Frechheit, und du lerne meine Macht kennen, sagte der Geist des Flusses indem er die fluthenden Wellen wieder beruhigte."

Der Sultan hatte dem Weisen mit steigender Aufmerksamkeit zugehört und mit lebhafter Freude eilte er auf ihn zu und umarmte ihn, da er zu sprechen aufhörte.

„Ich sehe dich," rief er, „als meinen getreusten Unterthan, für meinen aufrichtigsten Freund an; werde nie müde mir die Wahrheit zu sagen, ich verspreche dir heilig, nie müde zu werden, sie anzuhören; noch mehr, ein jeder meiner Unterthanen soll gleiches Recht haben. Ich will, daß man von nun an, alles, was man in meinem Betragen tadelhaft findet, auf Tafeln schreibe und es öffentlich ausstelle."

„So hätt' ich mich in dir nicht geirrt, Herr," erwiederte der Weise; „so hätt' ich deinem Volke nicht zu viel versprochen! O sey beständig deines Vorsatzes eingedenk und bald wird dein Volk dir in seinem Herzen Altäre errichten, welche es sich weigerte dir mit seinen Händen zu erbauen."

Der Weise eilte nun zum empörten Volk; erzählte die Antwort des Sultans und unter lautem Freudengeschrei kehrten alle nach ihren Wohnungen zurück.

20. Salah's Gesicht.

In seiner Felsengrotte gefunden.

Sohn des Staubs, welchen die Neugierde hieher leitet, wer du auch seyn magst, lis und sey weise. Salah, der Eremit am Berge Libanon redet mit dir. Im siebenden und funfzigsten Jahre seiner Einsamkeit schrieb er diese Belehrung für das Menschengeschlecht, um die letzten Stunden seines Alters in seiner Abgeschiedenheit nicht ungenützt vorübergehen zu lassen.

Ich war einst, was du bist, ein Pilger auf der Erde und ein Bewundrer des himmlischen Gewölbes. Ich strengte alle meine Kräfte an, ich sammelte Reichthümer, ich liebte und ward wieder geliebet; ich bekleidete Ehrenstellen und ward geschmeichelt, ich war ehrgeitzig und errang Ehre und Größe; ich war unglücklich und begab mich in die Einsamkeit. Hier fand ich endlich, was ich so lange gesucht hatte, Befriedigung der wirklichen Bedürfnisse ohne Sorge und Anstrengung, und Entübrigung des menschlichen Beistandes, den man durch Ertragung unzähliger Thorheiten erkaufen muß. Hier fand ich Früchte, Kräuter und Wasser, und beschloß das Einherrauschen des Todesengels zu erwarten. Ich hoffe, der Augenblick meines Hinscheidens werde sanft und ruhig seyn.

Ich hatte bereits acht und vierzig Jahr in meiner Abgeschiedenheit verlebt, unbekannt mit allen Sorgen, welche den Sterblichen

lichen beängstigen, und nie fühlt' ich eine Neigung weiter zu gehen, als es mir meine geringen Bedürfnisse nothwendig machten. Und jetzt stand ich eines Tages vor meiner Felsenhöhle, betrachtete den überhängenden Felsen über derselben und fühlte Neigung hinauf zu klettern. Kaum hatte ich diesen Felsen erstiegen, so wünschte ich auch den nächsten, den folgenden und endlich die Spitze des Berges zu sehen an dessen Fuße ich so lange ruhig gewohnt hatte.

Ich suchte anfänglich diese Neigung zu unterdrücken; nicht weil sie an sich fehlerhaft, sondern weil sie bei mir neu war, und weil ein durch die Erfahrung geläuterter Verstand jeder Veränderung mißtraut, von welcher er nicht des Besten überzeugt ist. Ich besorgte, mein Herz möchte mich hintergehen, meine Neigung möchte eine irdische Leidenschaft zum Grunde haben, und unter meiner Neugierde, die Natur

Natur in einem weit ausgebreiteten Gewan-
de vor mir zu sehen, möchte sich eine geheime
Neigung in die Welt zurück zu kehren, ver-
bergen. Ich kehrte in meine Höhle zurück
und bemühte mich meine Gedanken zu sam-
meln; allein vergebens! meine Zerstreuung
nahm mit jedem Tage zu: ich machte mir
Vorwürfe, daß ich mir ein Vergnügen
versagte, das ich mir so leicht gewähren
konnte, und ward zweifelhaft, ob das,
was ich Vorsicht nannte, nicht Trägheit
sey, was mich abhielt die Bergspitze zu er-
steigen: kurz ich ward nicht ruhig, und
beschloß meine Neugierde zu befriedigen.

Noch vor Anbruch des Tages stand ich
auf und trat meine Reise an; allein bei
meinem Alter und beladen mit meinem
Mundvorrathe, war ich noch nicht weit
gekommen, als es Tag war; der Weg
ward steiler und steiler, der Sand wich
unter meinen Tritten, und ganz ermüdet
und abgemattet erreicht ich eine kleine Plä-

ne, die ringsum mit Felsen umgeben war und bloß gegen Morgen eine Aussicht hatte. Ich setzte mich nieder, um etwas auszuruhen und war fest entschlossen meinen Weg fortzusetzen, sobald ich mich erholt hätte. Allein das war nicht so leicht; die Ruhe behagte mir zu wohl, daß es mir schwer fiel sie zu unterbrechen; der Schatten einer Zeder, die über mir ihre Aeste ausbreitete, und die Frühlingsluft, die mir Kühlung und tausend Wohlgerüche von Blumen und Kräutern zuwehte, waren mir zu einladend.

Indem ich abwechselnd Entschuldigungen meines Verweilens und Gründe für meinen Aufbruch aufsuchte, überfiel mich eine unwiderstehliche Müdigkeit; ich legte mein Haupt auf eine kleine Anhöhe und wollte ein wenig schlummern. Auf einmahl kam es mir vor, als hörte ich den Flug eines Adlers, und ich erblickte ein überirdisches Wesen vor mir. Ich war

noch

noch unentschlossen, wie ich die himmlische Gestalt anreden sollte, als sie mich freundlich bei der Hand nahm und mich mit feierlichem Ernst fragte: „Salah, wo willst du hin?“

„Ich will auf den Gipfel des Berges steigen,“ antwortete ich, „um eine freie Aussicht in die weite mannigfaltige Natur zu genießen.“

„Sieh vorher,“ erwiederte der Engel, „was dieser Ort für eine Aussicht gewährt, und was du nicht verstehst, will ich dich belehren. Ich gehöre zu den wohlthätigen Wesen, welche über die Kinder des Staubs wachen, sie vor jenen Uebeln zu schützen, die nicht zum Guten sich endigen und die sie nicht durch eigne Fehler sich zuziehen. Blick' auf ohne Furcht, nimm alles in Augenschein und belehre dich.“

Diese Rede machte mir Muth; ich hob meine Augen auf und sah einen Berg vor mir ungleich höher, als der Libanon, ei-

nen Berg dessen Spitze das menschliche Auge nicht erreichen konnte, und dessen Fuß sich in einem finstern undurchdringlichen Abgrunde verlohr. Ich erstaunte über den Anblick einer Höhe, die nicht auszumessen und einer Tiefe, die nicht zu ergründen war. Allein, mein Beschützer sagte in einer sanften ermahnenden Stimme zu mir: „fürchte dich nicht Salah! du siehst den Berg des Lebens vor dir; betrachte ihn, und sey weise!"

Ich betrachtete darauf den Berg mit mehr Aufmerksamkeit und wurde gewahr, daß der untere Theil ganz allmählig abfiel und mit Blumen übersäet war; der mittlere Theil war steiler; hier und dort waren Felsenspitzen und Abstürze, über welchen Baumäste mit Früchten beladen herabhiengen, und unter diesen waren Palläste und Lauben einzeln zerstreut, angebracht. Die obere Gegend so weit mein Auge reichen konnte, war im ganzen genommen unfrucht-

fruchtbar; jedoch befanden sich zwischen den Felsenklüften einzelne Partien Immergrün, deren Anblick zwar nicht einladend und anlockend war, die aber doch die Anstrengung und Mühe derer, die sie erreicht hatten zu belohnen schienen.

Als ich darauf jeden Theil des Berges genauer untersuchte, so bemerkte ich in einer weiten Entfernung am untern Theil des Berges eine Menge Kinder beiderlei Geschlechts. In der zu weiten Entfernung konnte ich nicht genau erkennen, was sie vornahmen, als sie aber mit jedem Augenblick näher kamen, bemerkte ich, daß sie beschäftigt waren Blumen zu pflücken und daß sie sehr vergnügt waren. Die Aufsicht über sie führte eine sanfte weibliche Gestalt in einem weißen Gewande. Sie ließ die Kleinen unbesorgt umherspielen ohne den Ausbruch ihrer Fröhlichkeit zu hindern, und ohne sie auf einen gewissen Ort einzuschränken; sie war sicher, daß keins von ihnen

so leic. Schaden nehmen oder sich verirren konnte, da die ganze Gegend sicher und eben war. Traf es sich, daß Eins von den Kleinen eine Distel für eine Blume abpflückte, so lächelte die Unschuld, dieß war der Nahme der Aufseherin, über den Mißgrif.

Glücklich, sagt' ich, sind alle diejenigen, die unter einer so sanften und doch sichern Regierung stehen! Indessen ihre Glückseligkeit dauerte nicht lange; ich bemerkte, daß sie die Unschuld nur einen kurzen Weg begleitete; und die von ihr entlassen wurden, bemerkten es nicht eher, als bis sie sich unter der Aufsicht der Erziehung befanden, einer ernsthaften und gebietherischen Nymphe, die sie auf gewisse bestimmte Wege einschränkte, welche sie oft zu rauh und unangenehm fanden. Die Begierde reitzte sie zwar unaufhörlich diese Wege zu verlassen, allein ob die Erziehung gleich nicht immer mächtig genung war sie

ganz

ganz zu entfernen, so wußte sie sie doch in Schranken zu halten. Einige kehrten wieder zurück in die Blumengegend, allein die Unschuld nahm sie nicht wieder unter Aufsicht; und diejenigen, welche sich nicht von der Erziehung vorwärts bringen ließen, irrten auf sumpfigen, schlüpfrigen Wegen auf welchen sie selten wieder zum Vorschein kamen.

Hütet euch vor der Gewohnheit*) rief die Erziehung ihren Zöglingen unaufhörlich zu; leicht und gefällig begleitet sie euch aber eh' ihr es ahndet legt sie euch unvermerkt Fesseln an und seyd ihr einmahl in ihre Sklaverei gerathen, so hält es unendlich schwer eure Freiheit wieder zu erlangen. Die Gewohnheit gebiert Laster, macht

*) Angewöhnung, Fertigkeit. Gewohnheit ist die andere Natur sagt man. Daß hier bloß von Angewöhnung oder Fertigkeit der Unarten, Fehler, Laster die Rede sey, bedarf wohl keiner Erinnerung.

die Leidenschaften gefährlich und Leidenschaften erzeugen Verbrechen. Zwar verabscheut die Leidenschaft sich selbst in ihrer Ausartung; allein die Gewohnheit erstickt die Vorwürfe und hindert zur Weisheit und Tugend zurück zu kehren. Meidet die Gewohnheit! ihre Fesseln sind unauflöslich; sie verfestigen, erweitern und verlängern sich mit dem fortschreitenden Alter des Menschen: er lebt und stirbt ihr Sklave.

Als die Erziehung darauf ihre Untergebnen an den steilern Berg gebracht hatte, übergab sie dieselben zwei erhabnern Wesen. Der Anblick der einen war ehrwürdig; sie schien fähig ganze Länder und Völker zu regieren und demohngeachtet beobachtete sie mit unverwandter Aufmerksamkeit den Blick der andern, und schien ängstlich besorgt, wenn sie einmahl weggeblickt hatte. Die andere schien die Unterwürfigkeit zu billigen, jedoch mit einer Herablassung aus

wel-

welcher sichtbar war, daß sie die Ehrfurcht verdiente; und wirklich war ihre Gestalt so ehrwürdig und holdselig, daß sie jeder verehren mußte, wer sie sah.

„Fürchte dich nicht, Salah," sagte mein Beschützer zu mir, „nähere dich diesen beiden Wesen, deren Herrschaft sich über die ganze Existenz erstreckt." —

Ich redete die Nymphe an, deren durchdringenden Blick ich kaum ertragen konnte und bath sie, mich zu unterrichten auf welche Art man ihren Schutz erlangen könne.

„Bloß durch Gehorsam," erwiederte sie; „ich bin die Vernunft, und wenn du meinen Gesetzen gehorchen willst, so will ich dich wie alle meine Verehrer zur Religion führen."

Ihre Stimme und Miene nahm mich für sie ein; ich bezeigte ihr meine Bereitwilligkeit, und sie stellte mich ihrer Gebieterin mit ungemeiner Freundlichkeit vor,

die mich mit einem holdseligen Lächeln aufnahm.

Als die Erziehung ihre Untergebenen, für deren Glück sie so lange und ängstlich gesorgt hatte, entließ, so schien sie für ihre Mühe wenigstens einige Zeichen der Dankbarkeit oder einige Aeußerung von Traurigkeit, daß sie von ihrer guten Führerin sich trennen mußten, zu erwarten; allein die Fröhlichkeit, mit welcher sie sich entfernten, schien zu beweisen, daß sie ihrer Leitung längst schon überdrüssig gewesen waren und daß sie den Unterricht, den sie ihnen ertheilt hatte, für überflüssig gehalten hatten. Sie freuten sich, daß sie nicht länger ihren eigensinnigen und gebietherischen Befehlen unterwürfig, sondern unter den Gesetzen der Vernunft stehen sollten, die sie ihrer Meinung nach leicht und unverbrüchlich halten wollten.

Die Vernunft ertheilte ihnen den Rath, daß sie sich unter die Verehrer der Religion auf-

aufnehmen lassen sollten, und versicherte ihnen, wenn sie sich ihrer Leitung allein überlassen wollten, würden sie nicht stark genug gegen die Leidenschaften seyn; die Gewohnheit würde sich ihrer bemächtigen und sie am Ende in die Höhle der Verzweiflung stoßen. Allein ihr Zureden war vergeblich; die meisten erklärten, sie würden nie eine andere als ihre Leitung erkennen, unter welcher sie auf jeden Fall sicher den Berg ersteigen würden.

„Meine Macht erstreckt sich nicht bis zum Zwange," erwiederte die Vernunft, „ich kann bloß Rath ertheilen. Ich wiederhole es, eure Wahl ist gefährlich. Der Weg erscheint anfangs grad und eben; bald aber kommen Felsenklippen, Abstürze, Abgründe, über welche euch allein die Religion leiten kann. Blickt aufwärts: der Nebel am obern Theil des Berges ist meinen Augen undurchdringlich und nur allein die Religion kann ihn durchschauen. Hin-

ter

tey diesem Nebel sind die Tempel der Glückseligkeit, in welche alle diejenigen gelangen und von der Mühseligkeit ihrer Pilgerschaft auf ewig ausruhen, die unter der Leitung der Religion die Klippen, Abstürze und Abgründe übersteigen. Mir ist der Weg unbekannt; ich kann euch bloß eine bessere Leitung anempfehlen. Der Stolz hat mir bisweilen die Beschränktheit meiner Aussicht zum Vorwurfe gemacht; allein bei aller Anstrengung sie zu erweitern, erreicht ich doch bloß die Lauben der Zufriedenheit, die jedoch eben sobald wieder verschwanden, als sie mein Blick faßte. Und alle diejenigen, die der Stolz verleitete ihren Weg ohne die Religion fortzusetzen, werden von den Begierden gefesselt und von der Verzweiflung eingekerkert, einem grausamen Tyrannen, der rechts und links seine finstern Kerker hat, aus welchen keine Erlösung ist.

Diese Vorstellung der Vernunft an diejenigen, die bloß ihre Leitung verlangten, bewirkte bei einigen die Erinnerung an die Gebothe welche ihnen die Erziehung gegeben hatte, und da sie hierdurch eine neue Bestätigung derselben fanden, so unterwarfen sie sich, wiewohl nicht ohne Widerwillen, dem unabänderlichen Schlusse der ewigen Weisheit und begaben sich unter die Nachfolger der Religion; der größere Theil aber beharrte auf seinem Vorsatze und folgte ihr nach. —

„Sieh das menschliche Leben im Bilde," sagte darauf mein Beschützer zu mir. Ehe die Menschen zur Erkenntniß des Guten und Bösen gelangen, irren sie auf blumigen Pfaden unter Leitung der Unschuld; so wie aber die Jahre in ihnen die Keime des Lasters und der Tugend entwickeln, müssen sie durch die Erziehung geleitet werden. Erreichen sie die Jahre der Kraft, der Selbstthätigkeit, der Mühseligkeit der Gefahr,

fahr, so sind Vernunft und Religion ihre Führer auf den gefährlichen und schlüpfrigen Wegen des Lebens. Siehst du wie unaufhörlich diese in der mitteln Region beunruhigt werden? Die Begierden und Leidenschaften setzen ihnen unaufhörlich zu; die Angriffe von jenen sind heftig, der Kampf mit diesen ist hartnäckig. Die Begierden reißen sie oft mit Gewalt vom rechten Wege und die Leidenschaften gehen mit Vernunft und Religion in gradem Schritt bis sie unvermerkt ablenken und die Wiederkehr schwer machen. Die heftigste Begierde ist die Wollust und die feinste Leidenschaft ist die Eitelkeit. Wenn Begierde und Leidenschaft ihre Kräfte vereinigen, dann ist der Sturm fürchterlich. Weniger gefahrvoll wandeln sie den Weg der Vernunft, wenn Begierde auf dieser und Leidenschaft auf jener Seite reitzt.

Die Herrschaft der Begierden und Leidenschaften erstreckt sich weit; siehe wie volk-

volkreich ihre kleinsten Pfade sind, und wie leer die Wege der Vernunft und Religion. Leicht gewinnen sie der Vernunft den Vortheil ab. Werden die Nachfolger der Religion berückt, so folgt ihnen der Abgesandte der Religion, das Gewissen, der ihnen die Lehren der Erziehung ohn Unterlaß vorhält und sie wieder auf den rechten Weg zu leiten sucht. Sich selbst überlassen aber sind die, welche sich die Vernunft zum alleinigen Führer wählten. Stolz und Selbstvertrauen hintergehen die Vernunft, und Gewohnheit fesselt die Verführten und schleppt sie fort ohne Hoffnung zur Rückkehr."

„Siehst du dort die Verirrten, die dem Zurufe des Gewissens nicht Gehör gaben: sie strecken weinend ihre Hände aus, Reue durchwühlt ihr Inneres, daß sie den Pfad der Religion verließen und vergebens strengen sie ihre Kräfte an die Fesseln zu zerbrechen, die sie in einer unbarmherzigen Skla-

verei

berei halten. Es gehört Entschlossenheit dazu der Religion zu folgen; allein sie belohnt die Anstrengung, Beharrlichkeit und Treue mit unvergänglichem Lohne."

„Hebe deine Augen auf, Salah," wiederholte der himmlische Geist, „und sieh dort diejenigen, die auch die Gebothe der Vernunft vernachlässigen."

Und ich sahe, wie mehrere vom Ehrgeitz irre geleitet wurden. Er zeigte ihnen unaufhörlich die Palläste auf dem Berge und führte sie über Klippen und Abstürze. Viele kamen nicht wieder zum Vorschein und die übrigen, die nach manchen gefährlichen Stürzen das Ziel errungen zu haben glaubten, geriethen in die Gewalt des Geitzes, des grausamsten Tyrannen, der sie mit eisernen Ketten belegte und sie in den Abgrund der Verzweiflung stürzte. Andere befanden sich im Gefolge der Unmäßigkeit. Sie führte sie den Wohlgerüchen nach und zu den Früchten, die über und

zwi-

zwischen den Klippen herunterragten. Mit Begier strebten sie darnach; aber kaum erhaschten sie mit der einen Hand einen Ast, um mit der andern die Früchte abzupflücken, so brach der Ast und sie stürzten in den Abgrund, welchen der Tod zu ihren Füßen geöfnet hatte. Andere waren vom Wege der Vernunft in die Labyrinthe der Gleichgültigkeit gerathen. Sie blickten unaufhörlich auf die Bahn zurück, die sie verlassen hatten, nahmen sich vor, Morgen wieder umzukehren, und blieben wo sie waren.

Der Ausschweifling sang und lachte auf seinem Wege, der Ehrgeitzige frohlockte über den Fall seines Mitbuhlers; allein die Sklaven der Gleichgültigkeit entbehrten sogar jedes Scheinvergnügen. Mürrisch und schwerfällig schleppten sie sich keuchend in die Mohngärten, wo die Melancholie die Thüre hinter ihnen verschloß, sie unaufhörlich beunruhigte, jede Erholung, jeden

Schlummer stöhrte, bis sie in den Abgrund der Verzweiflung sanken.

Dieser traurige Anblick versetzte mich in tiefes Nachdenken. „Erinnere dich, Salah, was du gesehen hast, und sey weise," sagte der himmlische Geist lächelnd zu mir und verschwand.

Ich erwachte bei diesen Worten und befand mich in der nehmlichen Stellung wie ich mich hingelegt hatte, unter der Zeder auf der Pläne, die ringsum mit hohen Felsenspitzen umgeben war, und die Vögel der Luft begrüßten mit lauten Gesängen die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne.

21. Wer gesund und froh leben will, muß arbeiten.

Zu Bagdad lebte ein Steinschneider, Nahmens Abdullah, der seinem einzigen Sohne eine gute Erziehung gegeben hatte. Als er spührte, daß sich ihm der Todesengel nahe, ließ er seinen geliebten Sohn, die einzige Freude seines Lebens zu sich rufen, um noch einmal den Trost zu genießen ihn zu umarmen, und ihm sterbend einen väterlichen Rath zu ertheilen, der seinem jugendlichen Alter zu statten kommen könnte. Er empfahl ihm die göttlichen Gebothe nie aus der Acht zu lassen, und um ruhig zu leben, es sich zur Hauptregel zu machen: nie den Abend vorher zu sorgen, was er Morgen

thun wolle. Der Vater starb in den Armen seines Sohnes.

Der junge Dgerberi war noch nicht volle zwanzig Jahr alt; er hatte einen guten Vater verlohren; allein jugendlicher Leichtsinn ließ ihn bald seinen Verlust verschmerzen. Er war unabhängiger Besitzer von mehrern Häusern, von prächtigem Hausgeräthe, und von fünf hundert tausend Zechinen, die er in einem Keller in funfzig goldnen Vasen fand. Diese Summe war einem jungen Menschen, der keinen richtigen Begrif von Reichthum hat, mehr als alle Schätze Indiens. Er überließ sich ganz seinem Vergnügen und schonte keinen Aufwand; er kaufte eine Menge Sklavinnen und kleidete sie prächtig, und seine Tafel war immer gedeckt für junge Leute von seinem Alter, die sich zu ihm drängten ihm ihre Aufwartung zu machen, und die seiner Eitelkeit schmeichelten indem sie seinen Aufwand bewunderten, seine Musik

treflich-

treflich, seinen Wein göttlich und die Auswahl seiner Speisen unübertreflich fanden.

Das Meer würde ausgeschöpft werden können, wenn es keinen Zufluß hätte. Ein solcher Aufwand verschlang sehr bald seine ganze Erbschaft. Die Vasen waren ausgeleert und verkauft, und ihnen folgten bald seine Häuser in der Stadt und auf dem Lande. Seine Sklavinnen behielt er am längsten bei; aber auch diese sahe er sich zuletzt genöthigt zu verkaufen, um seine Schulden zu bezahlen, da er zu gut und ehrlich dachte, als daß Jemand durch ihn verlieren sollte.

Auf einmahl sah er sich von allem Vermögen entblößt und zugleich von allen seinen Freunden verlassen. Zum Glück hatte ihn die Natur mit körperlicher Stärke und Gesundheit begabt, auf welche sein vorhergehendes Wohlleben nicht den mindesten Einfluß gehabt hatte. Da er keinen an-

dern Weg vor sich sahe, sich seinen Unterhalt zu erwerben, so übernahm er das Geschäft eines Lastträgers und ward bald allen andern vorgezogen, theils weil er ganz außerordentlich schwere Lasten tragen konnte, theils auch weil er sein Geschäft mit viel Einsicht und einer unveränderten Fröhlichkeit betrieb. Mit dem guten Rathe seines Vaters, der unvergänglicher war, als seine hinterlaßnen Schätze: am Abend nicht zu sorgen, was er Morgen thun wolle, verband er noch eine andere Regel: Heute zu vergessen, was gestern vorgefallen; und so lebte er eine geraume Zeit zufriedner und glücklicher als irgend Jemand in der ganzen Stadt. Seine Arbeit fiel ihm nicht schwer, er hieng nicht mehr von den Vergnügungen ab, deren Sklav er gewesen war; er war nicht mehr von eigennützigen falschen Freunden umgeben, er sah sich nach seinem Stande geehrt, und erwarb sich durch seine Ar-

beit

heit so viel als er zu seinem Unterhalt nö-
thig hatte, ohne daß ihn Sorgen und Kum-
mer für Weiber und Kinder in seiner Ru-
he stöhrten.

Als er einst des Abends spät von einem Landhause zurückkam, wohin er ein Pakt getragen hatte, hörte er am Ufer des Tigers, ein klägliches Geschrei aus dem Flusse her: „um Gottes willen rette mich!“ —

Er erkannte eine weibliche Stimme; das Geschrei drang ihm an die Seele und ohne an die Gefahr des reißenden Strohms zu denken, stürzte er sich in's Wasser und war so glücklich die Unglückliche, die ihre Kräfte verließen und im Untersinken war, zu retten und an's Ufer zu bringen. Als sich das Frauenzimmer etwas erhohlt hatte, bath sie ihn, sie in ihr Haus zu begleiten, das sie ihm beschrieb. Dgerberi willigte ein und hörte schon von ferne Kinder weinen und ihre Mutter rufen. Die Frau zündete eiligst Feuer an, als sie hin-

ein kamen, um ihre durchnäßten Kleidungen etwas zu trocknen.

„Genieße das Bewußtseyn deiner edeln That," sagte sie darauf zu Dgerberi, „sieh, diesen Kindern hast du ihre Mutter gerettet!"

Ihr Herz ergoß sich darauf in Dankbezeigungen, die er mit aller Bescheidenheit ablehnte; und auf seine Frage, wie sie in die Gefahr gerathen sey, erzählte sie ihm folgendes.

„Vor ungefehr einigen Monaten kam eine alte Frau zu mir und sagte: ich habe noch nie die Predigt in der großen Moschee versäumt und heute bin ich durch unerwartete Geschäfte abgehalten worden mich nach Vorschrift zu waschen. Habe die Güte und gieb mir ein Gefäß mit Wasser, daß ich die Reinigung vornehmen und in die Moschee gehen kann. Ich willfahrte ihr gern und aus der Moschee kam sie wieder zu mir, und erneuerte ihre Dankfagungen.

gen. Ich nöthigte sie mit mir zu Mittage zu essen; ich hielt sie für eine fromme Frau und bath sie für meinen Mann zu bethen, der verreist ist. Sie schlug die Einladung aus: „ich werde Gott bitten, meine Tochter," sagte sie zu mir, „dir die Willfährigkeit zu vergelten, die du mir heute erwiesen hast, indessen einer Frau von meinem Alter geziemt es nicht auswärts zu essen."

„Sie verließ mich unter tausend Segenswünschen und besuchte mich von der Zeit alle Freitage. Vorgestern kam sie auch wie gewöhnlich und sagte:" meine Tochter, du hast mich oft gebethen, daß ich einige Zeit bei dir bleiben soll; ist es dir gemächlich, so kann es diesen Abend geschehen; wir wollen mit einander essen und dann die Nacht in Gebeth zubringen, daß Gott deinen Mann gesund und glücklich zurück geleite: jedoch mit der Bedingung, daß du mich Morgen mit dem frühsten in mein Landhäuschen jenseit des Tigers begleitest,

wo die Hochzeit einer meiner Anverwandten gehalten werden soll. Ich kehre alsdann wieder mit dir zurück."

„Ich nahm ihren Vorschlag an, wir giengen mit Anbruch des Tages, fanden einen Kahn am Ufer des Tigers, der auf uns wartete und uns übersetzte. Ein abgelebter und übelgekleideter Greis empfieng uns als wir ausstiegen und führte uns in eine Schäferhütte, in einer wenig bewohnten Gegend, wo wir bereits funfzehn Frauenzimmer bei einander fanden. Wir wurden sehr wohl empfangen; allein demohngeachtet erregte mir alles was ich sah Verdacht daß ich von der Alten betrogen worden sey. Ich fragte sie darauf, wo die Hochzeit, von welcher sie mir gesagt, gehalten werden solle, und ihre zweideutige Antwort überzeugte mich völlig von der schändlichen Absicht der Alten, daß sie mich meinen Kindern und meinem Manne entreißen, und als Sklavin verhandeln wolle.

wolle. Ich verbarg meine Unruhe so viel möglich, stellte mich so heiter, als es mir nur mein blutendes Herz erlauben wollte, und nahm an allen Vergnügen Theil, die meine Gefährtinnen veranstalteten. Mit Untergang der Sonne stellte sich ein Mann mit einigen Sklaven ein und nun blieb mir kein Zweifel an meinem Unglücke. Man trug ein Abendessen auf und ich mußte neben dem Manne Platz nehmen, der mir sehr freundlich begegnete. Nach Tische machten die Frauenzimmer Musik, sangen und tanzten wechselsweise. Ich flehte zum Allmächtigen mich aus den Händen der Bosheit zu erretten, und schlich mich unvermerkt hinaus. Zum Glück fand ich die Thüre nur angelehnt und nun lief ich von Angst und Furcht getrieben so sehr ich konnte. Ich hörte bald Stimmen hinter mir; man hatte meine Entfernung wahrgenommen und verfolgte mich. Ich erreichte das Ufer des Tigers; ich war entschlos-

sen

sen alles zu wagen, da mir meine Verfol-
ger immer näher kamen; ich flehte zum
Allmächtigen um Beistand und stürzte mich
in den Fluß. Er sandte dich zu mei-
ner Rettung; sein Nahme sey ewig ge-
priesen!"

Das gute Weib umarmte ihre Kinder,
führte sie vor ihn und sagte: „hier seht
den Retter eurer Mutter! verehrt ihn ewig
als meinen Vater, wie ich ihn verehren
werde."

Sie gieng darauf hin und hohlte ihm
einen Beutel mit hundert Zechinen und ei-
nen prächtigen Teppich, bath ihn, daß er
die Wenigkeit von ihrer Erkenntlichkeit an-
nehmen möchte, und beklagte es, daß sie
ihm nicht mehr anbiethen könnte.

Dgerberi verweigerte alles und versi-
cherte sie, daß er sich schon dadurch glück-
lich und belohnt genung fühle, daß ihn
Gott zu einer guten Handlung ausersehen
habe. Endlich auf ihr inständiges Anhal-
ten,

ten, und da er überlegte, daß es einem dankbaren Herzen wehe thut, wenn man sich seinen Aeußerungen ganz entzieht, so nahm er den Teppich an und kehrte mit dem frohen Bewußtseyn, welches jede gute uneigennützige That begleitet, nach Hause.

Dgerberi's Fleiß, Treue und Geschicklichkeit, verschafte ihm so viel Arbeit, daß er allein fast eben so viel zu thun hatte, als die übrigen Lastträger zusammen. Jedermann wollte ihn gern haben und man wartete lieber etwas auf ihn, als daß man einen andern nahm. Dieß bewog die übrigen Lastträger, daß sie zu Dgerberi kamen und ihm den Vorschlag thaten: wenn er nicht mehr arbeiten wolle, so solle er täglich von ihnen zehn Asper haben. Dgerberi gieng den Vorschlag ein und lebte nun noch ruhiger. Allein bald hatte er Ursache diese Verbindlichkeit zu bereuen. Er war der Arbeit gewohnt und durch die Arbeit hatte er seine Gesundheit dauerhaft erhalten.

ten. Die Muße hingegen schwächte ihn und bald ward er krank und elend. Da die Lastträger sahen, daß er ihrer Arbeit jetzt keinen Eintrag thun könne, nahmen sie ihr Wort zurück und zahlten die versprochenen zehn Asper nicht mehr. Er sah sich nun auf einmahl dem äußersten Elende Preis gegeben ohne daß er sogleich sich zu helfen wußte.

Endlich fiel ihm die Frau ein, die er aus dem Tiger gerettet hatte. Er schlich zu ihr und fand ihren Mann, der damals bald nachher von seiner Reise glücklich und mit vielen Reichthümern aus Indien zurückgekommen war. Dgerberi gab sich zu erkennen, klagte ihm seine Krankheit und bath ihn um Beistand bis er wieder hergestellt sey. Mit freudiger Dankbarkeit nahm ihn der Mann auf, wies ihm ein eignes Zimmer an und verpflegte ihn auf die beste Art, daß er sich bald wieder erholte.

Dgerberi kehrte dann wieder zu seiner Arbeit zurück. Es kostete ihm anfangs Anstrengung und Mühe; aber je länger er anhielt, je mehr fühlte er seine Kräfte zunehmen. Mit seinen Kräften kehrte auch seine Heiterkeit zurück, und bald war er wieder der gesundeste, fröhlichste und glücklichste Mensch in ganz Bagdad und gab Jedermann die Lehre: wer gesund und froh leben will, muß arbeiten.

22. Der unzufriedne Derwisch.

Haben wir ein dringendes Bedürfniß, so denken wir bloß darauf, wie wir es befriedigen wollen. Gelangen wir dahin, so erwachen neue Begierden. Diesen entgegen arbeiten ist Weisheit und Tugend — leitet zum Genuß einer glücklichen Zufriedenheit,

denheit, sich von ihnen hinreißen lassen, ist das gewöhnliche Schicksal der Kinder des Staubes. Die Begierden sind die Quelle des Lasters — die Ursache des Unglücks.

Ein armer einäugiger Derwisch, der in einer einsamen Felsenhöle wohnte, litt ungemein von Frost und Kälte weil er fast nackend war. Er flehte zu Gott:

„Vater der Derwische! Schöpfer der Engel und Menschen! Erhalter und Regierer des Weltalls: ich beklage mich nicht, daß ich einäugig bin: es war dein heiliger Wille, welchen ich in Demuth anbethe; aber ich leide unaussprechlich von der Kälte; ich flehe um ein Gewand meine Blöße zu decken. Du siehst es selbst, ich begehre es nicht aus Eitelkeit: es sey von geringem Werthe, wenn es mich nur vor der Kälte schützt."

„Wärme dich an meiner Sonne, mein Sohn," ertönte eine Stimme, „wenn deine Grotte dir zu kalt ist."

Der Derwisch warf sich auf sein Angesicht zur Erde und erwiederte: „Herr, es regnet, und ich begehre nicht, daß du deine Sonne um meinetwillen immer scheinen lassen sollst; ach! ich begehre ja nur ein schlechtes Kleid und du an Gaben so unerschöpflich reich, wolltest mir meine kleine Bitte versagen!“

„Deine Bitte soll dir gewährt werden!“ versetzte die Stimme.

Nach einigen Tagen fand sich ein Greis bei dem Derwisch in der Grotte ein, welcher ihm, von Mitleiden gerührt, eine Kutte schenkte, die zwar alt und abgetragen, aber doch seine Blöße vor der Kälte zu schützen, geschickt war.

„Herr, ich danke dir für das Gewand,“ rief der Derwisch, als sich der Greis entfernt hatte, „aber ich hoffte es würde besser und schöner seyn.“

23. Der Kaufmann und sein Freund.

Ein Kaufmann beschloß seine Vermögensumstände durch eine Handlungsreise nach Indien zu verbessern. Jedoch wollte er nicht alles wagen, was er besaß, damit er, wenn sein Unternehmen nicht nach Wunsche ausfiele, oder wenn ihn Unglücksfälle träfen, bei seiner Rückkunft doch noch etwas vorfände, wovon er seine nothwendigsten Bedürfnisse befriedigen könnte. Er gab also einem seiner Freunde eine beträchtliche Menge Eisen in Verwahrung, bath ihn, daß er es ihm bis zu seiner Zurückkunft aufheben möchte, und reiste ab.

Nach einer geraumen Zeit kam der Kaufmann zurück und verfügte sich sogleich zu

seinem

seinem Freunde, um sein Eisen in Empfang zu nehmen; allein dieser, der mittlerweile Geld gebraucht und das Eisen verkauft hatte, antwortete: „ lieber Freund, mir ist ein verzweifelter Streich begegnet: ich dachte wie gut ich dein Eisen in einer Kammer verwahrt hätte, und wie ich von ohngefehr einmahl zusehe, entspringt eine Ratte, die das ganze Eisen aufgefressen hat."

Der Kaufmann stellte sich einfältig und erwiederte: „das ist sehr möglich; die Ratten sollen auch Eisen vorzüglich gern fressen."

Diese Antwort war dem Freunde sehr erwünscht, und um allen Verdacht von sich zu entfernen bath er den Kaufmann zum Mittagsessen auf Morgen.

Dieser nahm die Einladung an und nahm Abschied. Als er darauf nach Hause gieng begegnete ihm auf der Straße ein Kind seines Freundes, welches er mit nach

Hause nahm und einschloß. Am folgenden Tage stellte er sich bei seinem Freund um die bestimmte Zeit ein und fand ihn sehr bekümmert. Er fragte was ihm begegnet sey, und sein Freund antwortete:

„Verzeihe lieber, wenn ich dich nicht mit einem so heitern Gesichte aufnehmen kann, als ich wünsche; ich habe ein's von meinen Kindern verlohren; ich habe es mit Trommelschlag aufsuchen lassen und es ist nirgends zu finden."

„Als ich gestern nach Hause gieng," antwortete der Kaufmann, „sah ich eine Horneule, die in der Luft ein Kind forttrug; ob dieß dein Kind gewesen seyn mag, kann ich aber nicht sagen."

„Grausamer," rief der Freund, „du kannst des Schmerzes eines bekümmerten Vaters spotten, daß du ihm eine so widersinnige und unvernünftige Antwort giebst? — Eine Horneule, die mit allem zwei bis

drei Pfund wiegt, soll ein Kind tragen, das gegen funfzig Pfund schwer ist?

„Darüber wunderst du dich?“ antwortete der Kaufmann „in einem Lande wo eine Ratte so viel Zentner Eisen fressen kann, kann auch wohl eine Eule ein Kind von funfzig Pfunden forttragen.“

Nun merkte der Freund wohl den Zusammenhang, und daß sein Freund so einfältig nicht war, als er geglaubt hatte. Er gestand es ihm, daß er ihn um das Eisen hatte betrügen wollen, ersetzte ihm den Werth desselben und erhielt sein Kind wieder.

24. Der bestrafte Geiz.

Nurgehan Kaiser der Mogolen bemerkte, daß ein alter Töpfer, der sein Häus-

chen in der Nähe des Pallastes hatte, täglich sehr inbrünstig zu Gott betete. Als er einst vor seiner Werkstätte vorüber gieng, blieb er bei ihm stehen und redete ihn an:

„Ich habe gesehen, wie du so eifrig deine Geschäfte treibst und unabänderlich dein Gebeth verrichtest; bitte von mir, was dein Herz begehrt und es soll dir gewährt werden."

Ohne sich zu bedenken, antwortete der Töpfer: „so gebeut Herr allen deinen Staatsbedienten, daß ein jeder von ihnen, der vor meiner Werkstätte vorüber geht, mir einen Topf abkaufen und mir bezahlen müsse, was ich dafür fordere. Ich werde diese Erlaubniß nicht mißbrauchen, sogar werde ich von jedem, der mir abkauft verlangen, daß er den Topf aufbewahre und zu deinem Dienst anwende."

Nurgehan gewährte ihm sogleich die Bitte und ertheilte seiner Leibwache den

Befehl, darauf zu sehen, daß mit Kauf und Verkauf alles gehörig beobachtet würde, und daß sie außerdem alles thun sollten, was der Töpfer verlangen möchte.

Der Töpfer benutzte die erhaltne Gnade sehr mäßig; er war zufrieden, daß er seine Waare absetzte, verlangte nicht über den Werth, schätzte sich glücklich daß er sich durch seine Arbeit nähren konnte und harrte der Zeit, daß er dem Kaiser einen Beweis seiner Erkenntlichkeit geben könnte.

Ein Vezier Nurgehans war geitzig; allein, aus Furcht seinem Herrn zu mißfallen, suchte er dieses Laster mit der äußersten Sorgfalt zu verheimlichen. Als er eines Morgens zur Audienz zum Kaiser gieng, überreichte ihm der Töpfer einen Topf und verlangte eine Zechine. Der Vezier schlug ihn aus und sagte: er könne doch nur im Scherz eine so große Summe für eine Sache fordern, die mit der kleinsten Münze hinlänglich bezahlt sey.

Indessen der Töpfer bestand darauf, und da der Vezier zu seiner Weigerung noch Drohungen hinzufügte, so sagte er: „da du diesen Ton annimmst, so sollst du mir nicht bloß die tausend Zechinen für meinen Topf bezahlen, sondern du sollst auch nicht anders zur Audienz des Kaisers gelangen, als daß du den Topf dir an den Hals hängst und mich auf den Rücken hinträgst, um mich über deine Weigerung und Drohung zu beklagen."

Diese ernsthafte Wendung hatte der Vezier nicht geahndet; er gab nach, machte Entschuldigungen und Ausflüchte und suchte so demüthigenden und erniedrigenden Bedingungen auszuweichen; allein da die vom Kaiser bestimmte Stunde zur Audienz da war, und die Leibwache ihn ebenfalls nicht in den Pallast hinein ließ, bis er dem Willen des Töpfers nachlebte, so sah er sich gezwungen, wenn er nicht alles von Versäumung der anberaumten Stunde be-

fürchten

fürchten wollte, nachzugeben, den Topf an den Hals zu hängen und den Töpfer auf die Schultern zu packen.

Der Kaiser ward ungemein überrascht als er seinen Vezier auf eine so lächerliche und seiner Würde widersprechende Art ankommen sahe, und fragte nach der Ursache dieses Aufzugs. Der Töpfer nahm sogleich das Wort, beschwerte sich nicht nur über die Weigerung ihm nach der zugestandnen Gnade den Topf abzukaufen, und über die Drohungen, sondern erzählte auch mehrere Beispiele, daß sich der Vezier durch seinen Geitz zur Ungerechtigkeit verleiten lassen.

Nurgehan verurtheilte den Vezier die tausend Zechinen dem Töpfer sogleich auszuzahlen, ließ die angegebenen Beispiele seines Geitzes genau untersuchen, und da nicht nur diese gegründet waren, sondern sich noch mehrere aufklärten, so entsetzte er ihn seiner Würde, weil er einsahe, was der Geitz eines Ministers für unabsehbare

Folgen für einen Regenten haben müsse; und dem Töpfer erwies er auf alle Art seine Erkenntlichkeit, daß er ihm über eine so wichtige Angelegenheit Aufklärung gegeben habe, die ohne ihn noch lange verschwiegen und geheim geblieben wäre.

25. Der gewissenhafte Kaufmann.

Ein Kaufmann in Bagdad verkaufte alles, was er hatte und suchte so viel Geld zusammen zu bringen als möglich; er reiste darauf nach Indien und wollte einen Versuch machen, ob er dort durch die Handlung seine Vermögensumstände verbessern könne. Er war ein frommer, rechtschaffner Mann, und zu seiner innigsten Freude nahmen seine Geschäfte einen sehr glücklichen Gang.

Allein

Allein einige Tagereisen von Masulipatan, ward er von Räubern angefallen und so rein ausgeplündert, daß er sich genöthigt sahe, um Allmosen zu bitten, um die Stadt zu erreichen.

Bei seiner Ankunft erkundigte er sich nach dem reichsten Kaufmanne in der Stadt, gieng zu ihm, erzählte ihm sein Unglück und bath ihn, daß er ihm Tausend Zechinen zum Darlehn geben möchte, um sein Glück auf's neue zu versuchen. Der Masulipatanische Kaufmann fragte ihn, was er ihm für Sicherheit oder Bürgschaft stellen könne.

„Die Räuber," antwortete jener, „haben mir nicht das Mindeste gelassen; indessen hoffe ich, du wirst mit dem Bürgen zufrieden seyn, den ich dir stelle: ich habe Niemanden auf der Welt, als Gott den Allmächtigen."

Der Masulipatanische Kaufmann wurde durch diese Antwort gerührt und zahlte

ihm

ihm auf einen Handschein, in welchem Gott als Bürge angeführt wurde, die verlangten tausend Zechinen.

Der Kaufmann von Bagdad reiste unter tausend Seegenswünschen ab, und sein erborgtes Kapital verzinsete sich durch seinen Eifer, Fleiß und Betriebsamkeit so gut, daß er nach Jahresfrist in Ormus sich im Besitz von fünf tausend Zechinen sah. Der Zahlungstermin nahte nun heran und er wäre herzlich gern abgereist seinen großmüthigen Gläubiger zu befriedigen, aber zum Unglück trat jetzt die stürmische Jahreszeit ein, daß sich kein Fahrzeug in die See wagte. Daß er sein Wort nicht halten sollte zog er sich so zu Gemüthe, daß er krank wurde. Endlich hatte er folgenden Einfall: er höhlte ein Stück Holz aus, spindete die tausend Zechinen mit einem Briefe an seinen Gläubiger in Masulipatan hinein, verpichte es sorgfältig, drückte die Adresse an den Kaufmann auf

die

die Verpichung und warf es mit den Worten in's Meer: „mein Gott ich habe dich meinem Gläubiger zum Bürgen gestellt, laß dieses Holz mit dem Gelde glücklich in seine Hände gelangen, welches er mir auf deinen heiligen Nahmen in meiner äußersten Dürftigkeit lehnte.“

Er glaubte hiermit sein Wort erfüllt zu haben, beruhigte sich und erlangte seine völlige Gesundheit wieder.

Wirklich führte auch der Zufall das Holz in die Hände das Kaufmanns zu Masulipatan. Er fuhr auf einer Barke am Seeufer spatzieren; die besondere Form des schwimmenden Holzstückes zog seine Aufmerksamkeit auf sich; er ließ es von seinen Sklaven auffangen und erstaunte nicht wenig seinen Nahmen auf der Verpichung zu finden. Er öfnete den Spund und fand zu seiner noch größern Verwundrung Brief und Geld von seinem Schuldner.

Sobald die stürmische Jahreszeit vorüber war, machte sich auch der Kaufmann von Bagdad auf den Weg, da es doch sehr ungewiß war, ob sein abgeschicktes Geldschiff von so eigner Art angekommen und an den rechten Mann gelangt war, ob ergleich die Erfahrung für sich hatte, daß Baumstämme und andre Hölzer in der stürmischen Jahreszeit an jene Küste getrieben wurden. Sobald ihn sein Freund in Masulipatan erblickte, rief er ihm entgegen: „der Nahme Gottes sey gepriesen, der es so wunderbar fügte! deine Handschrift ist getilgt; du bist ein ehrlicher Mann, ich freue mich, daß ich dir habe dienen können. Laß uns die Güte Gottes bewundern und anbethen!"

---

26. Auch das Heiligste ist dem Mißbrauch der Bosheit ausgesetzt.

Der Cadi Mehemed-ibn-Mukatil verwaltete die Gerechtigkeit zu Khoraſſan mit eben so vieler Geſchicklichkeit als Rechtſchaffenheit, und ſeine liebſte Beſchäftigung war das Studium der Geſetze. In einer ſchlafloſen Nacht, ſtand er auf um die Zeit zum leſen zu nutzen; er ſchlug das Buch auf und die erſte Zeile die ihm in die Augen fiel, war die Stelle aus dem Koran: „es ſagt der Geſandte Gottes: geh, und verrichte dein Gebeth im lachenden Grün eines Gartens.“

Dieſe Stelle machte ſo tiefen Eindruck auf ihn, daß er ihr zu gehorchen beſchloß;

er

er legte das Buch hin, bestieg sein Maulthier und trabte seinem Garten zu, der aber eine Stunde von der Stadt entfernt lag. Er war allein; in der Eilfertigkeit dachte er nicht an eine andere Vorschrift des heiligen Buchs: „nie sich ohne Gesellschaft auf den Weg zu machen."

Die Nacht war sehr dunkel. Wie er so fortritt, ohne auch nur zu ahnen, daß ihm etwas Böses begegnen könne, wurde er plötzlich durch einen fürchterlichen Anruf erschreckt. Der berufenste Räuber dieser Gegend hielt ihn an, befahl ihm abzusteigen und seinen Pelz auszuziehn.

„Schämst du dich nicht," sagte der zitternde Mehemed einen Cadi der Rechtgläubigen zu berauben?"

„Jeder treibt sein Handwerk," erwiederte der Räuber, „und das meinige ist die Rechtgläubigen zu plündern. Uebrigens," fuhr er fort, „wundert es mich, daß du bei der Klugheit und Erfahrung,

die

die dein Stand voraussetzt, nicht so viel Verstand gehabt hast die Vorschrift des göttlichen Orakels für alle Reisende zu befolgen."

„Ich glaubte," „antwortete der Cadi, „die Dämmerung sollte anbrechen."

„Eine schöne Entschuldigung für einen Cadi," versetzte der Räuber; „du ein Gesetzverständiger und machst dich solcher Irrthümer schuldig? Die Kenntniß der Gestirne würde dich belehrt haben, wie viel Uhr es sey. Eine solche Unwissenheit ist die wohl einem Lehrer der Gesetze verzeihlich?"

„Die Sterndeuterei," antwortete der Cadi, „ist eine verbothene Wissenschaft, und wer sie treibt macht sich den Ungläubigen gleich."

„Dieß widerspricht einer Stelle im Koran," entgegnete der Räuber; „ich habe, spricht Gott, das Firmament geschaffen und es mit funkelnden Sternen geschmückt,

damit das Auge des Menschen sich daran weide. Und an einem andern Orte: ich gab auch die Sterndeutungskunst, damit sie euch leuchte durch die Finsternisse des Meers und der Erde. Wahrlich! ich kann mich nicht genung wundern, wie du dich bei so großer Unwissenheit unterstehn kannst dich des Titels eines Cadis der Rechtgläubigen anzumaßen. Aber die Zeit ist zu kostbar, als daß wir sie mit unnützem Geschwätze verschwenden sollten: ich verlange dein Thier und deine Kleider.

Der Cadi suchte zu zögern und fragte den Räuber: „da du so viele Kenntnisse besitzest, so wirst du mir auch sagen können, um welche Zeit es anjetzt sey?"

„O ja," antwortete jener, „nichts ist leichter: es ist die Stunde, in welcher der Mond den Raub begünstigt. Künftig entferne dich nicht früher von der Stadt als drei Stunden nach Tages Anbruch."

Der Cadi lächelte über die Warnung des Räubers und führte die oben angegebene Stelle des Korans als Veranlassung seines Spazierritts an. Diese beantwortete der Räuber mit der andern: „reise nicht allein!“ und fuhr fort: „hättest du dich in Begleitung deiner Sklaven auf den Weg gemacht, so würde ich die Kühnheit nicht gehabt haben dich anzufallen; allein so hat dich Gott in meine Hände gegeben, um dich für deine Unvorsichtigkeit zu bestrafen. Du giebst dem Dollmetscher und Vollzieher seines Willens dein Thier und deine Kleider, und thust damit nicht mehr als die Pflichten des Zekiat *) erfüllen, die dir bekannt seyn müssen. Ein Gebeth ohne den Zekiat, heißt es im Koran, gleicht einem Baum, der keine Früchte trägt, und

*) Zekiat ist der Zehnde von allen seinen Gütern, welchen jeder rechtgläubige Muselmann jährlich den Armen zu geben verpflichtet ist.

der Zekiat ohne Gebeth, einem Gewitter ohne Regen. Befolge also das Gebot des Korans."

„Befolge du es," erwiederte der Cadi mit bitterm Lächeln, „steht nicht geschrieben: Plage uns nicht! und doch sehe ich, daß die bösen Geister nicht aufhören die Rechtgläubigen zu plagen!"

„Wenn du mich mit einem bösen Geiste vergleichst, versetzte der Räuber lachend, so bekennst du dich selbst zum Ungläubigen; denn sagt nicht der Koran: ich habe die bösen Geister gesandt zur Plage der Ungläubigen."

Was der Cadi nur immer vorbrachte, darauf hatte der Räuber auch eine Antwort, die er mit einer Stelle aus dem Koran unterstützte, in Bereitschaft, womit er seine ganze Gelehrsamkeit zum Schweigen brachte. Er wußte die Sprüche, Erläuterungen und Spitzfindigkeiten der größten Ausleger an den Fingern herzuzählen. Mehemed

Hemed verzweifelte seine ungläubige Hartnäckigkeit durch Vorstellungen zu besiegen, fügte sich in sein trauriges Schicksal und gab ihm sein Thier und seine Kleider bis aufs Hemde. Aber auch das Hemde verlangte der Räuber. Er fragte: ob er zu Hause nicht mehrere habe, und ohne seine Antwort abzuwarten zog er es ihm aus und führte seiner Gewohnheit nach eine Stelle aus dem Koran an: „das Gebeth eines nackenden Menschen ist angenehm vor Gott." —

„Aber," unterbrach ihn der Cadi, „ich habe das Hemde nöthig, in Ermangelung eines Teppichs, um mein Gebeth zu verrichten." *)

„Richtige Ausflucht," rief der Räuber; „ist das Gebeth der Unglücklichen in Was-

 ser-

*) Die Türken breiten einen Teppich aus, wenn sie ihr Gebeth verrichten; in Ermangelung desselben nehmen sie ein Kleidungsstück.

fergefahr, die im Schwimmen um die Erhaltung ihres Lebens bethen ohne Verdienst? Sie können weder Teppich noch Hemde ausbreiten darauf zu knien, und eben so wenig brauchst auch du das Hemde dazu."

Jetzt ward er einen Ring an der Hand des Cadi's gewahr und forderte ihn.

„Es ist der Gerichtsring," sagte der Cadi, „womit ich die Akten besiegele, die vor meinem Gerichte ausgefertigt werden,"

„Du lügst," schrie der Räuber hitzig, „hast du den Ring nicht an deiner rechten Hand? Wäre es der Siegelring würdest du ihn nicht an der linken tragen?"

Nun war der Cadi von allem möglichen entblößt und glaubte endlich des Räubers loß zu werden; allein dieser suchte alles hervor seine Geduld auf's äußerste zu prüfen, und in der Absicht fragte er ihn, ob er Schach spielen könne? Der Cadi bejahte es.

„Gut,"

„Gut," versetzte darauf der Räuber, wir wollen eine Parthie spielen; gewinnst du sie, so erhältst du alles wieder, was ich dir abgenommen habe."

Die Begierde seinen Verlust auf eine gute Art wieder zu erhalten, ließ den Cadi vergessen, daß er nackend war; er fieng an bei'm schwachen Schein der am Horizont heraufkommenden Morgendämmerung, mit dem Räuber Schach zu spielen; allein die Geschicklichkeit seines Gegners vereitelte bald seine Hoffnung; in wenigen Augenblicken hatte er verloren.

Der Cadi sprang wüthend auf, da er auch hierinnen den Räuber sich überlegen fand, und wünschte ihm alles mögliche Unglück auf den Hals. Allein seine Vorwürfe rührten diesen wenig; er erwiederte spottend:

„Gott verzeih dir's, daß du nicht mit besserer Art Mangel zu erdulden weißt!" schwang sich aufs Maulthier und war in einem Nu verschwunden.

Nackend und beschämt schlich sich der Cadi nach Hause, und gern hätte er sein Abentheuer selbst vor seiner Frau verheimlicht, wenn es möglich gewesen wäre.

„Was ist dir begegnet!“ fragte sie voll Erstaunen über seinen Aufzug, „wo hast du den Maulesel und deine Kleidung?“ —

Der Cadi erzählte ihr auf die kläglichste Art wie ihn der boshafte Räuber behandelt hatte, und noch nicht war er mit seiner Erzählung zu Ende, als sich ein gewaltiges Pochen an der Thüre erhob.

„Gott bewahre uns vor neuem Unglück!“ rief der Cadi im ersten Anfall des Schreckens und befahl aufzumachen. Das Blut erstarrte ihm in den Adern, als der Räuber mit einer Dreustigkeit hereintrat, als ob er nicht in seinem Hause, sondern in einem der abgelegensten Winkel gewesen wäre.

„Ich habe mir ein Haus gekauft,“ redete er den Cadi an, „es kostet mich hun-

dert Goldstücke; und da ich eben jetzt von allem baaren Gelde entblößt bin, so verlange ich diese Summe von dir. Du bist mein Sklave; dein ganzes Vermögen gehört mir. Ich kann dir's beweisen; bringe mich also nicht durch Widerspenstigkeit auf, die doch nichts helfen würde.

Die Frau des Cadi's wurde durch diese ungelenkbare Unverschämtheit außerordentlich aufgebracht.

„Bist du noch nicht gesättigt?" rief sie, „hast du noch nicht genung an dem, was du schon gestohlen hast?"

Sie wollte in ihrem Eifer fortfahren, aber der Cadi flüsterte ihr zu: „Schweig und laß es dir ja nicht merken, daß du mein Weib bist! der Elende wäre im Stande auch Ansprüche auf dich als ein Eigenthum, zu machen, das ich ihm entwendet hätte, und was noch mehr ist, seine Forderung zu beweisen. Und wenn die geschicktesten Rechtslehrer gegen ihn aufstänben,

er würde sie alle niederdisputiren und plündern, und es ihnen obendrein beweisen, daß er sie plündern müsse!"

Er holte dem Räuber die hundert Goldstücke und war noch froh, daß er ihn so wohlfeilen Kaufs loß ward.

---

27. Die Ohnmacht menschlicher Größe.

Als Sultan Mohammed die Annäherung seines Todes bemerkte, wollte er noch einmahl in allem Glanze seiner Hoheit vor seinem Volke erscheinen. Er saß auf einem goldnen Throne, von welchem er eine weite Ebene übersehen konnte. Zu seiner rechten saß sein Sohn auf einer Stufe des Throns; seine übrigen Kinder und zwölf

hun-

hundert Fürsten standen vor ihm, und die vornehmsten Staatsbedienten lagen auf den Knien zu den Füßen des Throns. Alle seine Weiber, sein ganzer Hofstaat und alle seine Kriegsvölker zogen vor ihm vorüber; alle seine Schätze, sein Gold, seine Diamanten und andere Kostbarkeiten waren zu beiden Seiten wie zwei große Hügel aufgethürmt, deren Glanz im Schein der Sonne die Augen blendete.

Mohammed mit dem goldnen Stirnband um das Haupt, und dem Scepter in der Hand, wandte sich an seinen Sohn:

„Du kennst meine Macht, meinen Glanz, meine Größe," sagte er zu ihm, „dünken sie dir groß genung?"

„Herr deine Macht ist ohne Grenzen," antwortete der Prinz, „der Ewige verleihe dir langes Leben!"

„Glaubst du," fuhr Mohammed fort, „daß es mehrere Könige auf Erden giebt, denen ich an Macht und Größe nachstehe?"

„Es

„Es giebt keinen," antwortete der Prinz, „keine menschliche Macht und Größe kommt der deinigen gleich."

„Ich bin der Mächtigste und Größte auf Erden in deinen Augen," sagte Mohammed darauf, „und dennoch — lerne menschliche Macht und Größe in ihrer Ohnmacht kennen! — bin ich unvermögend mein Leben nur um einen Augenblick zu verlängern; nicht einmahl so viel vermag ich, daß ich den geringsten Schmerz meines Körpers lindern kann. — Wehe dem, dessen Seele sich an die vergänglichen Dinge der Welt hängt! Die einzig wahre Macht und Größe, mein Sohn, ist allein bei Gott. Bald, bald erscheine ich vor seinem Throne, und ich, hier der Mächtigste und Größte der Welt, werde kleiner vor ihm seyn und mehr zittern, als der elendeste Sklave vor meinem Throne zittert."

---

28. Die

28. Die drei Neidischen.

Zwei Reisende gesellten sich zu einem dritten, welcher schon hoch in die Jahre war. Unter andern fragte der Alte seine beiden neuen Gefährten nach der Ursache ihrer Reise.

„Ich habe bloß mein Vaterland verlassen, antwortete der eine, weil mir meine Nachbarn unausstehlich waren; ich haßte sie über alles, weil ich es unerträglich fand sie glücklicher zu sehen als mich. —

„Aus der nehmlichen Ursache, versetzte der zweite, „habe auch ich schon einen guten Theil der Erde durchzogen.“

„Sonderbar! „rief der Alte lächelnd,“ wohl nie fand sich eine Reisegesellschaft zusammen, die gleiche Ursache aus ihrem Vaterlande trieb!

So

So sehr außerdem Neid und Geselligkeit ihrer Natur nach einander entgegen sind, so kamen doch diese drei überein ihren Weg in Gesellschaft fortzusetzen und waren so ziemlich verträglich unter sich, bis sie eines Tages der Weg durch ein Thal führte, wo sie einen großen geborstenen Beutel mit Goldstücken erblickten, welchen ein Reisender verlohren hatte.

„Laßt uns theilen und in unsre Heimath zurückkehren und froh seyn!" riefen alle drei, wie aus einem Munde; allein in dem Augenblicke fühlte auch jeder, daß es ihm unmöglich sey, etwas dem andern zu überlassen. Sie sprachen vom Theilen, machten Bedingungen, gaben Vorschläge, allein wie getheilt und wer theilen sollte, konnten sie nicht einig werden: selbst die herausgefallnen Goldstücke ließ keiner dem andern anrühren, und jeder dachte darauf, wie er sich des Fundes allein bemächtigen könnte. In dieser peinlichen

nigenden Unruhe brachten sie zwei Tage und zwei Nächte zu, ohne zu essen noch zu trinken, noch zu schlafen; jeder rechnete darauf, daß die andern beiden ermüden sollten.

Am dritten Tage kam der König des Landes auf der Jagd in dieses Thal mit seinem Gefolge. Er näherte sich und fragte, was es mit dem Golde, welches sie vor sich liegen hätten, für Bewandniß habe!

Da sie sich auf diese Weise überrascht sahen, so hielten sie es für das rathsamste die Wahrheit zu gestehen.

„Wir werden alle drei von einerlei Leidenschaft gequält; antworteten sie, „der Neid hat uns aus unserm Vaterlande getrieben, er begleitet uns überall hin, und als die größte Wohlthat würden wir es ansehen, wenn wir von der folternden Leidenschaft geheilt werden könnten.“

Um vielleicht ein Heilmittel anwenden zu können, „erwiederte der König,“ müßte

te jeder den Grad angeben, bis zu welchem sein Neid steigen kann."

„Mein Neid geht so weit," antwortete der eine, „daß ich Niemanden, wer es auch sey, auch nur die mindeste Wohlthat erzeigen kann."

„O da bist du gegen mich," rief der zweite, „ein sehr guter Mensch; mir ist es schon unausstehlich, wenn ich es sehe, daß Jemand gegen einen andern nur im geringsten wohlthätig ist.

„Bei dir," fiel der dritte ein, ist die Leidenschaft immer nur noch im Werden. Ich kann nicht nur keine Wohlthat ausüben und ausüben sehen, sondern ich finde es auch unerträglich, wenn man mir eine Wohlthat erweist."

Der König erstaunte über diese Selbstanklagen und wußte nicht sogleich was er darauf antworten sollte. Nach einigem Nachdenken aber, befahl er einem von sei-

nem

nem Gefolge das Gold in Verwahrung zu nehmen, und sagte dann:

„Um euch von eurer Leidenschaft zu heilen, müssen euch alle Gelegenheiten benommen werden sie zu nähren. Laßt sehen, ob meine Mittel ganz unwirksam seyn werden. Du, der du Niemanden die geringste Wohlthat erweisen kannst, wirst ohne Lebensbedürfnisse in die Wüste verbannt; da die Menschen nichts von dir erwarten können, so bist du unwerth unter ihnen zu leben.— Und du, der du selbst nicht Wohlthaten erweisen sehen kannst, verlebe deine übrigen Tage im finstern Kerker, auf immer des wohlthätigen Tageslichts beraubt, dessen dich deine Leidenschaft unwürdig macht. Aber welche Strafe für dich, der du es sogar unerträglich findest, daß man dir eine Wohlthat erweist? — Ich werde dich in den wohlthätigsten Ort meines Reichs senden, wo dir deine Leidenschaft selbst zur quälendsten Strafe werden soll.“

Sie fielen vor dem Könige nieder und bathen um Gnade; allein das gefällte Urtheil ward unverzüglich vollzogen.

29. Der Großmogol und sein Hofmeister.

Zirway war einer von jenen Günstlingen des Glücks, die in allen ihren Unternehmungen ihre gewünschte Absicht erreichen; er schwang sich bis zum Großvezier und zum Hofmeister des jungen Octar, und leitete das Ruder des Staats bis zur Volljährigkeit seines erhabnen Zöglings.

So sehr sich Zirway vom Glück begünstigt sah, so ermüdete er dennoch den Himmel mit Klagen, wegen seiner Gestalt, er war bucklich und lahm, und zwar durch die Schuld seiner Amme, welche ihn hatte fal-

len

len lassen. Er war darüber untröstlich, und so wie er die Regierung überkam, so war dieß der erste Beweis seiner Macht, daß er die Amme zum Tode verurtheilte und ein Gesetz gab: daß jede Person, welche ein Kind zu erziehen habe, mit ihrem Leben für die Gesundheit desselben haften sollte.

Als in der Folge Octar die Jahre erreicht hatte, daß er die Regierung selbst übernahm, so versammelte er die Großen des Reichs, bestieg seinen Thron und hielt folgende Rede.

Zirway, du verdienst meinen Dank und alles Lob, wegen des Beyspiels, welches du an deiner Amme gegeben hast, und durch dein Gesetz werden künftig diejenigen, welchen die ersten Augenblicke des Lebens meiner Unterthanen anvertraut sind, zuversichtlich wachsamer seyn; allein was sind die Unvollkommenheiten des Körpers gegen die Unvollkommenheiten der Seele?

Unstreitig gabst du das Gesetz für diejenigen, welche die Jugend zur Arbeit und Tugend bilden sollen; du wolltest die schrecken, welche die Jugend mit den Wassern der Weisheit tränken sollen und sie sorglos sich an der Quelle der Sinnlichkeit und Lüste berauschen lassen; die, welche aus Schwachheit oder Bosheit den Leidenschaften schmeicheln, sie nähren und den Hang zum Laster begünstigen und ihm Vorschub geben. Hattest du diese löbliche Absicht, so ist es billig, daß ich sie unterstütze und daß dieß meine Absicht sey, will ich den Antritt meiner Regierung durch ein unvergeßliches Beispiel bezeichnen."

Zirway und die Großen ermangelten nicht dem jungen Monarchen die größten Lobsprüche wegen seiner Weisheit zu ertheilen und der erstere fühlte seinen Ehrgeiz um so mehr geschmeichelt, und mit den selbstgenügsamsten Blicken übersah er die übrigen Großen, und wollte sie es fühlen las-

lassen, daß er ihnen einen solchen Regenten gegeben habe. Octar fuhr fort:

„Wollte ich mein Beispiel an einer Person von geringem Stande aufstellen, so würde ich meine Absicht nicht erreichen und meine Völker könnten nur einen geringen Nutzen daraus ziehen; mein Beispiel soll eindringend seyn, es soll den Frechsten in Schrecken setzen und den spätsten Jahrhunderten noch zur Lehre dienen.“ —

„Zirway, verlaß deine erhabne Stelle; tritt zu den Füßen meines Throns. Ich will dich nicht richten; aber anklagen will ich dich, dein Schüler und Zögling nach der Ausdehnung, welche ich deinem Gesetze gegeben habe, und welche du in dem Augenblicke zugestanden hast. Du siehst deine Richter um meinen Thron versammelt; sie mögen dich verdammen oder lossprechen, das bleibt ihrem Gewissen und ihren Einsichten überlassen; ich bin bloß dein Ankläger.

Ich übergehe, „fuhr Octar fort, welcher Mittel du dich bedient hast um zu deinem Posten zu gelangen — aber ich klage dich an, daß du dich der schändlichsten Mittel bedient hast, dich meines Herzens zu bemächtigen und daß du mir solche Menschen zugesellteſt, und durch deine Reden und dein Beispiel vorangiengſt, um mich zu allen Ausschweifungen hinzuleiten.“ —

„Ich klage dich an, daß du mir alle Beschäftigung und Arbeit verhaßt gemacht, daß du mich in Weichlichkeit und Ueppigkeit und in der tiefſten Unwiſſenheit erzogen haſt, um mich zur Regierung unfähig zu machen, um in meinem Nahmen Tyraun ſeyn zu können; noch mehr: daß du ſuchteſt Unfähigkeit des Geiſtes mit Verdorbenheit des Herzens in mir zu vereinigen, um die ganze Laſt des Abſcheues welchen deine Thaten erregten auf mich zu werfen. — Wußteſt du nicht, Unglücklicher! daß Unfähigkeit eines Fürſten, ungleich größere Uebel

erzeugt, als Bosheit? — Völker dies sind eure Tyrannen! bemitleidet die Fürsten, sie verdienen nicht euren Haß, sie sind bloß unglückliche Werkzeuge des Stolzes, der Herrschsucht, der Bereicherungssucht und der Rachgier der Grausamen, welche ihren Geist und ihr Herz verwahrlosten."

„Große meines Reichs, unerschütterliche Pfeiler des mogolischen Throns, die ihr so oft Beweise eurer Zuneigung und Treue gegen eure Fürsten und euer Vaterland abgelegt habt, achtet nicht auf Blutsverwandschaft oder irgend eine andre Verbindung oder Rücksicht; Gerechtigkeit und Vaterland leite euer Urtheil über Zirways Verbrechen."

Zirway ward zur Strafe der Königsmörder verurtheilt, welche indessen Octar zu einer gelindern Todesstrafe milderte. Dieß Beispiel verscheuchte Schmeichler und Verräther und tugendhafte und einsichtsvolle Männer ersetzten ihre Stelle.

Das Volk im Taumel nannte Octar seinen größten Fürsten, und der gemäßigte Weise urtheilte: er könne es werden.

30. Chinnong.

Fern vom Getümmel der Städte und dem Glanz des Hofes lebte der weise Chinnong *) unter den fleißigen Landbewohnern in

*) Chinnong lebte in den ersten Jahrhunderten des Chinesischen Reichs. Er war Erfinder der Steuerruder und der nöthigsten Ackerwerkzeuge, deren Gebrauch er lehrte und verbreitete. Deßwegen bestieg er als gemeiner Bürger den Thron. Er erhob den Ackerbau über die Handlung und ernannte die geschicktesten und weisesten Bauern zu Mandarins. Von ihm rührt das Feld her, welches die Chinesischen Kaiser mit eigner Hand bearbeiten sollen. Man nannte ihn den himmlischen Bauer. Als Kaiser stellte er mit einfachen Arzneimitteln an sich selbst vorher Proben an, und dann erst theilte er sie seinen Unterthanen mit.

in stiller Ruhe und genoß alle die Süßigkeiten, welche ein genügsames Herz gewährt. Ihre einfachen Sitten, ihre ungekünstelte Fröhlichkeit, ihre unschuldigen Ergötzlichkeiten stimmten sein Herz zu einer sanften Freude, welche nur der Tugendhafte zu genießen fähig ist.

Ein Großer des Reichs äußerte seine Verwunderung darüber, daß er sich unter so rohen und ungebildeten Menschen aufhalten könne — „warum," setzte er hinzu, „kommst du nicht an den Hof? deine Weisheit kann dir eine Wohnung in einem Pallaste verschaffen."

Ruhig lächelnd erzählte Chinnong dem Großen folgende Fabel:

Ein Berg sagte zu einem Manne, welcher im Thale wohnte: „wie kannst du dich so erniedrigen und mitten zwischen Morästen wohnen? ersteige meinen Gipfel und du wirst mit Sternen umgeben die Wolken zu deinen Füßen hinwallen sehen."

„Eine so erhabne Wohnung," antwortete der Mann, „reitzt meine Begierde nicht. Es ist wahr, man würde vielleicht glauben, daß mir die unermeßliche Last des Himmels zu tragen anvertraut sey. Allein dieser Wahn führt mich nicht in Versuchung. Deine stolze Stirn ist mit immerwährendem Schnee bedeckt, von Felsen und Abgründen umgeben, und Stürme und lauter Donner brüllen fürchterlich um sie her. Schau hinab in's Thal, welch ungleich reitzenderer Anblick! blumige Wiesen, wogende Aehrenfelder, grüne Bäume mit goldnen Früchten beladen, schattige Wälder, rieselnde Bäche — und fleißige und frohe Arbeiter!"

— „Große, warum werft ihr so verächtliche Blicke auf die Volksklasse, welche die Hauptstütze des Staats ist und deren Schweiß ihr eure Nahrung und — euren nichtigen Glanz verdankt? Worauf seyd ihr stolz? auf eure Tugenden? wo sind diese?

oder auf den Adel eurer Ahnen? wodurch beweist ihr euch desselben würdig?" —

Die Großen zürnten über Chinnongs feine Aeußerung und die Hofleute mißbilligten sie laut; aber die unterdrückte Unschuld zollte ihm herzlichen Dank; die muthvolle Tugend gab ihm Beifall und die unbestechliche Wahrheit grub seine Worte in Erz und verwahrte sie der Zukunft vor der alles zerstöhrenden Zeit.

(K... RICHE
...PTS-
...

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Liebeskind, August Jacob,

Palmblätter erlesene morgenländische Erzählungen für die Jugend

Bd.: 4

Jena [u.a.] (1800)
Paed.pr. 4424 k-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10761800-8
VD18 80022901-001